Zeitschrift: Neujahrsblatt / Historischer Verein des Kantons St. Gallen
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons St. Gallen
Band: 58 (1918)

Artikel: Bernhard Simon, Architekt, 1816-1900 : ein Lebensbild
Autor: Dierauer, Johannes
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-946421

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BERNHARD SIMON
ARCHITEKT
1816—1900.

EIN LEBENSBILD.

VON

JOHANNES DIERAUER.

HERAUSGEGEBEN VOM

HISTORISCHEN VEREIN DES KANTONS ST. GALLEN.

MIT ZEHN ILLUSTRATIONEN UND EINER HANDSCHRIFTPROBE.

ST. GALLEN
DRUCK DER BUCHDRUCKEREI ZOLLIKOFER & CIE.
1918.

Bernhard Simon (1816—1900).

BERNHARD SIMON
ARCHITEKT
1816—1900.

EIN LEBENSBILD.

VON

JOHANNES DIERAUER.

HERAUSGEGEBEN VOM

HISTORISCHEN VEREIN DES KANTONS ST. GALLEN.

MIT ZEHN ILLUSTRATIONEN UND EINER HANDSCHRIFTPROBE.

STADTBIBLIOTHEK ST. GALLEN · VADIANA ·

ST. GALLEN
DRUCK DER BUCHDRUCKEREI ZOLLIKOFER & CIE.
1918.

„Meine Lebensskizze soll kurz und gut dartun, dass mit eisernem Fleiss, mit zeitgemässer Einsicht und mit stetem Vorwärtsstreben immer noch Lebenszwecke erreicht werden können, welche über das tägliche Leben und über das gewöhnliche Streben hinausgehen.“

Bernh. Simon.

BERNHARD SIMON.

1816—1900.

Am 1. August 1900 bewegte sich in Ragaz ein Leichenzug, wie dort noch keiner gesehen worden war, durch die Strassen des Dorfes nach dem Friedhof. Voran schritt die gesamte Schuljugend. Es folgte ein Wagen mit kostbaren Kränzen. Ein Trauermarsch wechselte ab mit dem Klang der Glocken beider Kirchen. Ergraute Arbeiter trugen den Sarg, und hinter diesem bewegte sich eine unabsehbare, von nah und fern herbeigeströmte Menge, die dem Verstorbenen die letzte Ehre erweisen wollte. Denn die Totenfeier jenes Tages galt dem Architekten Bernhard Simon, dem weithin bekannten Begründer der Kuranstalten in Ragaz. Nach der Bestattung des Dahingeschiedenen entrollte der evangelische Ortsgeistliche, Georg Bührer, in straffen Zügen sein Lebensbild, und man hörte mit Verwunderung, wie der Mann sich aus den einfachsten Verhältnissen emporgearbeitet und draussen in der Welt mit zäher Ausdauer berufliche Erfahrungen gewonnen hatte, die ihn wohl befähigten, nach seiner Rückkehr bedeutende Unternehmungen auf dem heimatlichen Boden auszuführen. Er erschien in der Tat Jahrzehnte hindurch als eine hervorragende, mit dem öffentlichen Leben der Ostschweiz engverwachsene Persönlichkeit von hinreissender Energie und seltener organisatorischer Begabung.

Noch ist Simon dem Gedächtnis vieler Mitlebenden nicht entschwunden. Aber es dürfte doch an der Zeit sein und sich lohnen, die persönlichen Erinnerungen an ihn zu sammeln und seine Züge ein für allemal festzuhalten. Er selbst hat eine kurze Autobiographie verfasst, die als willkommene und zuverlässige Wegleitung dienen kann. Vertrauensvoll überlassene Familienpapiere und zahlreiche amtliche Aktenstücke stehen uns daneben zur Verfügung, so dass wir in der Lage sind, auf den folgenden Blättern die bewegte Laufbahn des eigenartigen Mannes mit einiger Ausführlichkeit darzustellen. Wir verfolgen die verschiedenen Stationen seines Lebens, die durch Niederurnen, Lausanne, St. Petersburg, St. Gallen und Ragaz bezeichnet sind.

I. NIEDERURNEN.

Bernhard Simon stammte aus der Glarner Gemeinde Niederurnen. Dort wohnten seine Vorfahren, die „Simmen", wohl von jeher als schlichte freie Landleute, die, wie es in einem Wappenbriefe heisst, „zu allen Würden und Ämtern im Zivil- und Militärfache" Zutritt hatten.*) Doch können sie erst seit dem Ausgang des siebenzehnten Jahrhunderts sicher nachgewiesen werden, da die ältern Kirchenbücher nicht mehr vorhanden sind. Sie müssen ein lebenskräftiges Geschlecht gewesen sein. Der Urgrossvater starb mit 76, der Grossvater mit 95 Jahren, und der Vater Balthasar, geboren 1787, erlebte im Juli 1878 noch den 91sten Geburtstag. Sonst ist freilich nichts von ihnen überliefert, was auf hervorragende persönliche Eigenschaften oder irgendwelche Regsamkeit im öffentlichen Leben schliessen liesse. Von Balthasar Simon erfahren wir nur, dass er das ehrsame Handwerk eines Schuhmachers mit dem Betriebe einer kleinen Landwirtschaft verband, dass ihm seine 1813 angetraute Frau, die Wachtmeisterstochter Anna Katharina Zweifel von Glarus, fünf Kinder, drei Söhne und zwei Töchter, schenkte, und dass er bis an sein Ende, von treuer Hand versorgt, in seinem Heimatort verblieb. Noch steht mitten im Dorfe, rechts vom reissenden Urnerbach, das bescheidene Häuschen, das er bewohnte. Seine Lebensgefährtin war ungemein frischen Geistes, schlagfertig und voll sonnigen Humors. Als die hochbetagte Frau im Gespräch einmal gefragt wurde, in welchem Alter der Mensch wohl nicht mehr ans Heiraten denke, antwortete sie: „Da müsst ihr eine ältere fragen." Den Glarner Dialekt beherrschte sie zungengewandt in seiner urwüchsigen Eigenart. Sie starb als Witwe im März 1883, beinahe 91 Jahre alt.**)

Der am 29. Februar 1816 geborene Knabe Bernhard besuchte vom sechsten Jahre an die Dorfschule in dem damals stillen, von grössern industriellen Anlagen noch unberührten Niederurnen und durfte mit 70 bis 80 Kindern dem Unterrichte eines wackern Lehrers, Kaspar Schlittler, folgen. Doch blieb seine elementare Schulbildung bei allem Fleisse mangelhaft, denn während des ganzen Sommers hatte er jeweilen seinen Eltern in den ländlichen Arbeiten vom frühen Morgen bis zum späten Abend beizustehen. Indessen förderte ihn der Sohn des Schulmeisters, Jakob Schlittler, ein später im ganzen Glarner Lande bekannt gewordener Geometer, durch privaten Unterricht, und auch der Pfarrer der Kirchgemeinde, Felix Zwicki aus Mollis, kam verständnisvoll seinem unwiderstehlich hervorbrechenden Wissensdrang entgegen, so dass er schliesslich in Niederurnen immerhin die für das Leben unentbehrlichsten Kenntnisse gewann. Aber gleich einem um zwei Jahre ältern Bruder Sebastian wollte er um keinen Preis Bauer werden, so sehr auch seine Eltern auf den dauernden Einsatz seiner jungen Kräfte zählten. Er fasste irgend ein höheres Lebensziel ins Auge und suchte sich schon früh mit der praktischen Umsicht, die nach seiner Meinung die Glarner Luft verlieh, für alle Fälle eine solide finanzielle Basis zu verschaffen. Er ersparte an Patengeld etwa 15 Kronentaler und wusste binnen wenigen Jahren durch einen Handel mit Ziegen und anderm Kleinvieh das Dreifache zu diesem Grundvermögen zu erwerben. Da erschien eines Tages sein Oheim,

*) Das Simonwappen zeigt einen silbernen Doppelhaken (wohl ein „Holzzeichen") und zwei goldene Sterne in rotem Felde. Siehe die Schlussvignette auf Seite 29.

**) Nach gefälligen Mitteilungen der Herren Pfarrer Britt und Tagwenvogt Steinmann in Niederurnen.

Fridolin Simon, der, man weiss nicht auf welchem Wege, Bauinspektor der Stadt Lausanne geworden war, im elterlichen Hause. Er konnte dort erkennen, dass die engen Verhältnisse für einen geistig frischen Jüngling unerquicklich seien und erklärte sich nach einigem Besinnen auf das Zureden seiner Frau, einer Engländerin, bereit, den im körperlichen Wachstum freilich zurückgebliebenen Neffen bei sich aufzunehmen. „Wer war glücklicher, als der kleine Glarner Knabe, der nun seine Lernbegierde befriedigen und einer bessern Lebensstellung entgegensehen konnte!“

II. LAUSANNE.

Mit 19 Jahren, am 9. Februar 1835, nahm Simon von seinen Eltern und seinem heimatlichen Dorfe Abschied, nicht ohne einige Beklemmung über die künftige Gestaltung seines Schicksals, aber gleichwohl in der festen Zuversicht, dass ein Glarner nicht so leicht zu Grunde gehe. Wie ein echter Handwerksbursche zog er mit dem Stock in der Hand und mit dem Felleisen auf dem Rücken aus. Unverdrossen und gehobenen Gemütes marschierte er Tag für Tag, in jugendlicher Spannkraft keiner Beschwerde achtend, westwärts, bis er mit erstaunten Augen den Genfersee erblickte und die „grosse Stadt“ Lausanne erreichte. Unvergesslich blieben ihm, der zum ersten Mal aus dem väterlichen Gütchen herausgekommen war, die mächtigen Eindrücke dieser Wanderung durch das Schweizerland, und noch in späten Jahren erinnerte er sich mit Genugtuung, dass er auf der ganzen, sieben Tage dauernden Reise nicht mehr als zwei Taler von seinem Ersparten ausgegeben hatte.

Unmittelbar nach seiner Ankunft erklärte der Oheim, er habe bei einem Gipser- und Maurermeister, dem er viele seiner Bauten zur Ausführung übergab, eine dreijährige Lehrzeit anzutreten. Diese Verfügung stimmte ihn nicht besonders freudig; aber er dachte: „Du lernst dies Handwerk, doch soll es nicht dein eigentlicher Lebensberuf werden.“ Es folgten weitere Enttäuschungen; denn der unholde Meister liess es nicht dabei bewenden, ihn nach einem Winke seines Oheims streng zu halten, sondern er behandelte ihn geradezu barbarisch. Er nutzte in roher Eigensucht seinen Fleiss und seine Kräfte bis zum Übermasse aus, liess sich nur selten zur Anerkennung seiner gewissenhaften Leistungen herbei und schien es in persönlicher Antipathie darauf angelegt zu haben, dem behenden Lehrjungen den Aufenthalt in Lausanne zu verleiden.

„So trat“, schreibt er, auf diese „saure“ Zeit zurückblickend, „der Ernst des Lebens früh an mich heran, und manche verzweiflungsvolle Stunde wollte mir vorkommen, als hiesse es, hier allen Hoffnungen zu entsagen. Ich war aber eingetreten und wollte aushalten. Früh musste ich an mein Inneres appellieren, früh Selbständigkeit und reserviertes Wesen bei meiner Umgebung mir aneignen. Sie sind mir in der Folge geblieben; Zeit und Beruf wirken viel auf den Menschen ein.“

Auf alle Fälle gelangte der Jüngling jetzt zu klarem Entschlusse über seinen künftigen Beruf. Er fühlte sich trotz den bittern Erfahrungen, die er auf der ersten Strecke auszuhalten hatte, immer stärker zu einer technischen Laufbahn und zwar zum Baufach hingezogen. Jeden Abend um 8 Uhr, nach der Tagesarbeit, ging er zu seinem Oheim,

um gewöhnlich bis um Mitternacht zu zeichnen und Pläne zu entwerfen. Das Gleiche geschah jeden Sonn- und Feiertag, und so strengte er sich rastlos an, bis ihm der über seine Fortschritte verblüffte Bauinspektor am Schlusse des ersten Lehrjahres die beglückende Eröffnung machte: „Mit heute ist deine Lehrzeit zu Ende; morgen schon kommst du zu uns und wirst mein Gehilfe. Deine Fortschritte in den praktischen Arbeiten, im Zeichnen und in der Mathematik sind mir bekannt, so dass ich keinen Anstand nehme, dich als meinen Stellvertreter anzustellen. Deinem Meister habe ich dies mitgeteilt.“ Demnach stieg der sonst mit Staub bedeckte, als „Pflasterbube“ behandelte Lehrling, dem doch die Vertrautheit mit einem zum Baugewerbe gehörenden Handwerk noch oft zu statten kommen sollte, gleichsam über Nacht nicht nur zum Gesellen, sondern zur Stellung eines Vorgesetzten auf, so dass sein früherer Meister sich seinen Anordnungen wohl oder übel unterziehen musste.

Merkwürdig rasch und sicher lebte sich der zwanzigjährige Gehilfe in seine neue Lage ein. Nach der Anleitung seines Oheims ging er mit aller Klugheit vor. Die französische Umgangssprache beherrschte er offenbar nach kurzer Zeit. Mit Meistern und Arbeitern verkehrte er streng, aber gerecht, und vor allem verlangte er von ihnen genaue Erfüllung der übernommenen Verpflichtungen. So genoss er schon vom ersten Jahre an bei seinem Oheim, bei städtischen und kantonalen Behörden ein seltenes Vertrauen. Der Staat erteilte ihm gegen besondere Entschädigung den Auftrag, über eine Reihe von Pfarrhäusern die Planaufnahmen zu machen, die bis dahin gefehlt hatten. Zur vollsten Zufriedenheit baute er eine vom Kantons-Ingenieur erstellte und dann zusammengestürzte Wasserleitung in der Gemeinde Belmont wieder auf. Dazwischen nahm er bis zur Erschöpfung seiner Ersparnisse Privatstunden bei verschiedenen Professoren, um sich im Zeichnen und in der Mathematik weiter auszubilden.

Schon wurden dem unermüdlichen Glarner, der kein Erholungsbedürfnis zu kennen schien, grössere Arbeiten anvertraut. Der schwer erkrankte Architekt Henri Fraisse, ein tüchtiger Bautechniker, der in Paris und in Italien seine Studien gemacht hatte, wünschte für die Ausführung seiner Pläne des Hotels Gibbon und der Kornhalle in Lausanne einen tüchtigen, zuverlässigen Gehilfen, und der mit ihm befreundete Fridolin Simon liess sich bewegen, ihm seinen Neffen für die dringende Arbeit abzutreten. Dieser nahm die Aufgabe in den ersten Tagen des Jahres 1837 an die Hand, setzte sich Tag und Nacht für die Detailpläne, die Voranschläge und die Verdingung der erwähnten Bauten ein und erreichte, dass sie mit dem Beginne der wärmern Jahreszeit ohne Säumen gefördert werden konnten. Auch die eigentliche Bauleitung hatte er bei der fortdauernden Krankheit des Prinzipals zu übernehmen und sich dabei genau an die berechneten Kosten und die vereinbarte Zeit zu halten. Es war ein Prüfstein für sein praktisches Können und sein geschäftliches Talent. Aber nach zwei Jahren standen die beiden Werke fertig da, und die Schranken des Voranschlages waren nach keiner Seite überschritten.

Bei solchen Arbeiten wuchsen dem jugendlichen, nach voller Selbständigkeit ringenden Techniker die Schwingen. War ihm seinerzeit das bäuerliche Niederurnen zu eng geworden, so schweifte jetzt sein Blick über das noch in bescheidener Entwicklung begriffene Lausanne hinaus. Er fühlte das Bedürfnis, seine doch mehr auf autodidaktischem Wege als in planmässiger Schulung erworbenen Fachkenntnisse durch Studien in grössern

Städten zu erweitern und zugleich, wie er sich ausdrückt, dem Mangel an Weltbildung aufzuhelfen. Vorerst wollte er sich in Paris umsehen und sich dann nach Russland wenden, da ihm ein mit den dortigen Verhältnissen vertrauter Schweizer Verlockendes von diesem Lande und besonders von St. Petersburg erzählte. Hier lag, wie er sich überzeugt hielt, seine Zukunft. Nur sehr ungern liess ihn sein Oheim ziehen; denn dieser hatte die Hoffnung gehegt, er werde für immer in Lausanne bleiben und einst sein Nachfolger als städtischer Bauinspektor werden. Aber Simon liess sich in seinem Entschlusse, so lieb ihm auch seine Verwandten und die „heimelige Stadt" geworden waren, nicht beirren. Es lag in seinem Wesen, die einmal ins Auge gefassten Pläne gegen alle Bedenken, die ihm vorgehalten werden mochten, ohne Wanken durchzusetzen. Finanziell stand er auf eigenen Füssen. Als Bauführer hatte er bei bescheidenem Einkommen nach und nach 1800 Franken (in heutiger Währung) erspart. Mit dieser Summe in der Tasche reiste der dreiundzwanzigjährige Baumeister, der sich jetzt den Luxus einer Postwagenfahrt gestatten durfte, in die weite Welt hinaus.

III. ST. PETERSBURG.

Am 24. Mai 1839 kam Simon in Paris an. Die Weltstadt machte auf ihn einen unbeschreiblich grossartigen Eindruck: „Wie wogte da das Leben, wie glänzten da moderne Bauwerke, welch farbenreiche Szenerie!" Ohne einen Tag zu verlieren, widmete er sich seinen architektonischen Studien und zeichnete mit offenen Sinnen und eisernem Fleisse, was das Zeug hielt. Aber sein Aufenthalt an der Seine dauerte nicht mehr als einen Monat. So rasch als möglich strebte er über Paris hinweg nach seinem eigentlichen Ziele. Mit seinem unversehens auftauchenden Bruder Sebastian, von dem man nur erfährt, dass er ein tüchtiger Schreiner und Klaviermacher war und im übrigen „echt pariserisch" lebte, brach er noch im Juni nach Havre auf, um auf dem Seewege nach Russland zu gelangen. Die beiden Brüder versahen sich wohl einer genussreichen Überfahrt; allein ein tückisches Schicksal schien sie auf der ganzen Reise zu verfolgen. In Havre fuhr der Dampfer, der sie mitnehmen sollte, unmittelbar vor ihrer Ankunft ab, da sich ihre Post verspätet hatte. Ein Segelschiff, dem sie sich dann anvertrauten, verlor in einem Sturm den Hauptmast und musste im Hafen von Boulogne Zuflucht suchen. In Hamburg, wohin sie von Dünkirchen aus gelangten, fanden sie keinen Anschluss zur Weiterfahrt, so dass sie sich gezwungen sahen, den Landweg nach Lübeck hinüber einzuschlagen, und erst nachdem sie noch volle acht Tage lang kreuz und quer auf der unruhigen Ostsee herumgeschaukelt worden waren, trafen sie Mitte Juli mit beinahe leerer Kasse „in der nordischen Kapitale des riesigen Weltreiches" ein. Da tat sich eine neue Welt mit gewaltigen Erscheinungen vor Simons Augen auf. Er mochte sie mit der Zeit in aller Ruhe geniessen und verarbeiten. Vorerst aber galt es, an der Newa die Mittel für die Bestreitung der einfachsten Lebensbedürfnisse beizubringen.

Man ist begierig, zu vernehmen, wie sich nun der junge Schweizer in St. Petersburg zurechtfand und wie er auf dem so durchaus fremden Boden mit der ihm angebornen zähen Willenskraft Schritt für Schritt emporkam. An der Hand seiner Aufzeich-

nungen gewinnt man einen guten Einblick in diese russische Lebensperiode, deren er sich stets in ungemischter Freude und in dankbarer Verehrung eines gütigen Geschickes erinnerte.

Schon nach zwei Tagen erhielt Simon Beschäftigung bei einem Architekten, der ihn bald zu seinem Stellvertreter auf den Bauplätzen und im Atelier ernannte, aber sich zu keiner Erhöhung seines erbärmlichen Gehaltes verstehen wollte. Da wandte er ihm den Rücken, erwarb sich im November 1839 durch ein der kaiserlichen Akademie der Künste vorgelegtes Irrenhausprojekt alle Rechte zu selbständiger Ausübung des Baugewerbes und suchte dann Bekanntschaften mit hochstehenden, einflussreichen Persönlichkeiten anzuknüpfen. Es fehlte vorerst nicht an Aufträgen für Pläne aller Art; doch liefen die Honorare spärlich ein. In einem ganzen Jahr verdiente er nur 800 Franken, so dass er sich zur äussersten Sparsamkeit gezwungen sah. Kaum durfte er sich zur Abwechslung mit blossem Tee und Brot bisweilen ein nahrhafteres Mittagessen gönnen. Aber, so erzählt er mit Humor, „ich war dennoch in meinem Äussern stets fein und nobel gekleidet. Wenn etwas an Wäsche oder Anzug fehlte, so flickte ich dies selbst, wie ein Fachmann. Zu den Herrschaften pflegte ich im Frack und in hellen Handschuhen zu gehen, und so musste ich letztere immer rein halten.“ Auf keinen Fall machte er Schulden; es war sein Stolz, mit den bescheidensten Einnahmen auszukommen.

Nicht so rasch, wie er erwarten mochte, verbesserte sich indessen seine Lage. Er beteiligte sich auf den Rat des ihm wohlgeneigten Marineministers Alexander Menschikow mit kühner Zuversicht an einer Plankonkurrenz für den Bau einer neuen, grossen Newabrücke und hatte wenigstens die Genugtuung, anerkennende Äusserungen des Kaisers Nikolaus und des Thronfolgers Alexander Nikolajewitsch über die Arbeit des „kleinen jungen Schweizers“ zu vernehmen. Aber sein Projekt blieb, gleich den Vorlagen von etwa vierzig anderen Bewerbern, auf sich beruhen und scheint ihm keine klingende Vergütung eingebracht zu haben.

Endlich kam die Rettung aus Verlegenheiten, die trotz jugendlicher Elastizität auf die Dauer doch nicht leicht zu ertragen waren. Die Fürstin Radziwill lud ihn eines Tages zum Mittagessen ein und vermittelte seine Bekanntschaft mit ihrem Oheim, dem Grafen Tatistschew, der soeben seine langjährige diplomatische Stellung in Wien aufgegeben hatte und für den Rest des Lebens in St. Petersburg als unabhängiger Edelmann verbleiben wollte. Er besprach mit Simon ein Programm über Um- und Neubauten auf seinem Besitztum, und dieser fertigte mit einer Behendigkeit, die ihn in Erstaunen setzte, die gewünschten Pläne an. Sofort übertrug er ihm in unbegrenztem Vertrauen ihre Ausführung. Er schenkte ihm zwei schöne Pferde samt Wagen, damit er auf den Bauplatz fahren könne; denn dies sei standesgemäss und gebe Kredit. Die Bauten wurden rasch und solid zur vollen Zufriedenheit des Grafen hergestellt. In die neuen Räume kamen die Kunstsachen von unschätzbarem Werte, die dieser in Wien gesammelt hatte. Er konnte sie aber nur noch kurze Zeit geniessen; sie fielen nach seinem Tode dem Thronfolger Alexander zu.

Der vorzeitige Hinschied seines ersten generösen Gönners berührte Simon schmerzlich; denn er fühlte, dass mit diesem Todesfall eine „schöne und interessante Periode“ für ihn abgeschlossen sei. An seine Verbindung mit dem Hause Tatistschew knüpfte

Bauten von Bernhard Simon: Haus der Fürstin Radziville am Quai der Neva.

Bauten von Bernhard Simon: Haus des Fürsten Golitzin in der Wladimirstrasse.

sich indessen noch ein Nachspiel, das ihm einen tiefen Einblick in die verdorbenen russischen Rechtszustände eröffnete und das hier wohl als ein kleines Kulturbild festgehalten werden darf.

Die Erben des ohne Nachkommen verstorbenen Grafen, zwei unmündige Bruderskinder, die fern von St. Petersburg im Gouvernement Kostroma an der Wolga wohnten, hatten für bedeutende, infolge der Untreue eines Verwandten noch nicht erledigte Forderungen der Bauakkordanten aufzukommen. Allein das offenbar bestochene Waisen- und Bezirksgericht von Kineschma wies nach Jahr und Tag die auf klares Recht sich stützenden Unternehmer ab. Diese baten nun „in Ermangelung einer unkäuflichen Persönlichkeit“ den Architekten Simon, ihre Angelegenheit an Ort und Stelle zu vertreten. Er willigte ein und fuhr, von einem Arzt und einem Diener begleitet, mitten im Winter bei 35° Kälte über Moskau auf endlosen verschneiten Strassen und durch verrufene, von Räubern heimgesuchte Wälder nach Kineschma. Dort hielt er dem versammelten Gerichtshof mit harten Worten — denn auch die russische Sprache war ihm geläufig geworden — seine ungerechte Entscheidung vor und versuchte ihn zur Revision seines Urteils zu bestimmen. Doch die Herren, von denen einer bettelhafter aussah als der andere, erklärten mit zynischer Offenheit, dass sich nichts mehr ändern lasse, indem ihm die Gegenpartei mit der Bezahlung von 200 Rubeln zuvorgekommen sei und so den Prozess gewonnen habe. Sie liessen sich nur bewegen, ihm bis zum andern Tage Abschriften der umfangreichen Aktenstücke, selbstverständlich gegen eine schöne Belohnung, zu besorgen. Als der zugesicherte Betrag von 25 Rubeln der „hocherfreuten Bande“ überreicht wurde, verbeugten sich die Ehrenmänner tief bis auf den Boden und sagten: „Ach, lieber Herr, wären Sie doch früher zu uns gekommen, wir hätten gewiss und sicher einem so guten Herrn Recht gegeben.“ Ebenso erfolglos waren seine Schritte bei einer höhern Instanz, dem Gouvernements-Gerichte in Kostroma. Das dortige Personal schenkte seinen Vorstellungen nicht die geringste Aufmerksamkeit und rührte keine Hand zugunsten der geschädigten Unternehmer. Sie wollten zum voraus Geld haben, und das gab er ihnen nicht.

Unverrichteter Dinge und betrübt über die Verluste seiner Klienten kehrte Simon wieder heim, nicht ohne auf der Rückfahrt noch einmal alle Gefahren einer russischen Winterreise zu bestehen. Als er mit seinen Begleitern westlich von Kostroma über die breite, zugefrorne Wolga setzen wollte, brach unter den Pferden und dem Schlitten plötzlich das Eis, so dass alle zu ertrinken drohten. Da trieb der Kutscher verzweifelt die Pferde zum Schwimmen an, und seiner Geistesgegenwart hatten es die Reisenden zu verdanken, dass sie glücklich, wenn auch pudelnass ans Ufer kamen. Nach einer halben Stunde erreichten sie die Stadt Jaroslaw, wo sie sich trocknen, wärmen und erholen konnten. Vor Erkältung bewahrte sie, wie sie sich überzeugt hielten, die ausserordentliche Aufregung. Simon aber bemerkte nachmals mit leiser Verurteilung seiner hartköpfig durchgesetzten Winterfahrt: „Solche Reisen macht man nur in der Jugendzeit.“

Inzwischen konnte Simon in St. Petersburg erst recht erfahren, mit welcher Wärme der verstorbene Graf Tatistschew ihn bei seinen Standesgenossen empfohlen hatte. Schon am Ende des dritten Jahres seiner selbständigen beruflichen Tätigkeit war er einer der meistbeschäftigten und gesuchtesten Architekten unter den zahlreichen Kollegen der grossen und immer prachtvoller sich entfaltenden Stadt. Und doch, erklärt er, war er wählerisch

in der Übernahme von Bauten, und stellte sich nur hohen Herrschaften zur Verfügung. Ausser seinem ältern Bruder Sebastian, der mit ihm nach Russland gekommen war, zog er noch einen jüngern, namens Balthasar, in sein Geschäft, und beiden anstelligen Gehilfen eröffnete er nachmals Vertrauensposten, auf denen ihre Existenz auch nach seiner Rückkehr in die Schweiz gesichert blieb.

Nun löste in seinem Architekturbureau ein grosser Plan den andern ab, oder mehrere Projekte mussten gleichzeitig an die Hand genommen werden. Eine leidenschaftliche Baulust schien damals, in der friedlichen Epoche der vierziger und der beginnenden fünfziger

Palais Márina bei Moskau,
dem Grafen Woronzow-Daschkow gehörend.

Jahre, die reichen Adelsfamilien von St. Petersburg und Moskau erfasst zu haben, und es gehörte fast zum guten Ton, die neuen Bauten dem mit unvergleichlicher Rührigkeit arbeitenden schweizerischen Architekten anheimzustellen. In der Schweiz ging die Sage, er habe einst in einem Jahre 12 Paläste von wunderbarer Grossartigkeit übernommen und dabei mehr als eine Million verdient.*) Nach seinen Plänen und unter seiner Aufsicht erstanden Palais und Villen der Fürsten Radziwill und Golitzin, des Generals Narischkin und des Grafen Tolstoi, des Geheimrats Ribeaupierre und des reichen Armeniers Lasarew. Sein Werk war das Schloss Golinski im Gouvernement Mohilew und das stattliche Schloss Márina, das der Graf Woronzow-Daschkow in der Nähe von Moskau bauen liess. Besonders das letztere verschaffte ihm reichliche Anerkennung. In einem

*) Appenzeller Kalender 1852.

französischen Festspiel, das Irene Woronzow, die Tochter des Grafen, zu seiner Einweihung am 17. Oktober 1850 verfasste, wurde des „geschickten Architekten“ aufs freundlichste gedacht. Der Herrensitz, schrieb die jugendlich naive Dichterin, sei in allen Teilen reizend ausgeführt und übertreffe in seiner prächtigen Anlage hunderte von andern Schlössern: „Mais il ne peut pas en être autrement, Puisque Mr. Simon en a fait le plan!“ Dieser Bau beschäftigte ihn, wie das Schloss Golinski, Jahre lang und nötigte ihn zu häufigen Hin- und Herreisen, die jeweilen eine kostbare Zeit in Anspruch nahmen; denn damals waren selbst die beiden Hauptstädte des Reiches noch nicht durch einen Schienenstrang verbunden.

Wiederholt wurde Simon von dem Grafen Kleinmichel, dem Bautenminister, zum Eintritt in den Staatsdienst aufgefordert. Er lehnte aber die Anträge in persönlichem Interesse ab. Ihm war es vornehmlich darum zu tun, sich in den besten Jahren seiner Arbeitskraft auf ehrlichem Wege eine unabhängige Existenz zu sichern, und dieses Ziel erreichte er eher in privater als in öffentlicher Stellung. Denn er bemerkte wohl, dass die Staatsbeamten zwar mit Titeln und Orden ausgezeichnet, aber nur bescheiden honoriert wurden und auf ungesetzliche Nebenverdienste schauen mussten, um „standesgemäss“ leben zu können.

Leider bleibt es uns versagt, ein bestimmtes Urteil über Simons russische Bauten zu gewinnen, da keine Pläne mehr vorhanden sind und in der uns zugänglichen Literatur jede Erwähnung seiner Werke fehlt. Immerhin lässt sich aus einigen in neuerer Zeit für seine Familie aufgenommenen photographischen Abbildungen, die uns zur Reproduktion überlassen worden sind, erkennen, dass er sich durch die vom Kaiser Nikolaus befohlene nüchterne und kühle Einförmigkeit der gewöhnlichen Petersburger Bauten nicht beherrschen liess. Er ging seine eigenen Wege, und wo ihm grosse Mittel zur Verfügung standen, da versah er seine Palais nach Pariser Mustern mit flotten, wirkungsvollen Säulenfronten. Auf alle Fälle entfaltete er bei seinen Schöpfungen ein erstaunliches, von natürlichem Verstande gehobenes Talent, das die Herrschaften um so höher einschätzten, als sie sich, inmitten einer alles überwuchernden Korruption, vollkommen auf seine Ehrenhaftigkeit verlassen konnten. Was er baute, war praktisch, gediegen und bequem und diente durch die glücklich ausgestatteten, mit reicher Dekoration versehenen Innenräume den Bedürfnissen einer luxuriösen Lebenshaltung.

Die Petersburger Akademie der Künste, die seiner Zeit dem Ankömmling die Ausübung seines Berufes in Russland zugestanden hatte, anerkannte denn auch seine durch Projekte und ausgeführte Bauten erwiesene Tüchtigkeit. Nach der Eingabe eines im Wettbewerb angefertigten Planes für ein grosses Postgebäude ernannte sie am 27. September 1853 „den auf dem Gebiete der Architektur schaffenden Künstler Bernhard Simon zum Akademiker“ — „ohne Examen, was sehr selten vorkommt“ —*) und überreichte ihm am 5. November des gleichen Jahres das entsprechende, mit ihrem grossen Siegel beglaubigte Diplom. Es war von der damaligen Präsidentin der Akademie, der Grossfürstin Maria Nikolajewna, einer Tochter des Kaisers, unterzeichnet, und das Begleitschreiben legte ihm nahe, dass er auch ferner mit seinem rastlosen Eifer die Kunst in Russland fördern werde.

*) Nach einem Briefe Simons an Iwan Tschudi vom 28. Oktober 1853.

In der Tat schien es, als ob Simon auf die Dauer im Zarenreich verbleiben sollte; denn er war seit Jahren häuslich eingerichtet und mit der feineren Petersburger Gesellschaft eng verwachsen. Er hatte bald nach der Eröffnung seines selbständigen Geschäftes um die Hand der Tochter eines aus Stuttgart stammenden Fabrikanten angehalten und sich am 28. Dezember 1845 (nach dem neuen Stil am 9. Januar 1846) durch den greisen schweizerischen Pastor der deutsch-reformierten Petersburger Gemeinde, Johannes von Muralt, trauen lassen.

In Karolina Friederika Schugart — so hiess die um zwölf Jahre jüngere Auserwählte — fand er eine treue, hingebende Lebensgefährtin, die willig des Daseins Lust und Leid mit ihm zu teilen sich entschloss und sich jederzeit bemühte, ihm ein freundliches Heim zu bereiten. Sie schenkte ihm acht Kinder, vier Söhne und vier Töchter,*) und er hatte allen Grund, in seiner Lebensskizze dankbar hervorzuheben, dass sie freudig als rechte Hausmutter die Hauptarbeit bei der Erziehung übernahm, während er sich unausgesetzt den umfangreichen beruflichen Verpflichtungen widmen musste. Nicht ganz leicht war indessen ihre Stellung gegenüber dem gestrengen, an zarte Rücksichten keineswegs gewöhnten Eheherrn. Aber sie verstand es, seinem rasch aufbrausenden Wesen jeweilen mit weicher Hand die Zügel anzulegen und sich angesichts des eigenwilligen Temperaments, dem „selbstgemachte" Männer häufig unterliegen, in weiblicher Entsagung und Geduld zu üben. Im Januar 1847 sprach der Glarner Landrat gegen die Einkaufstaxe von 50 Gulden die gesetzliche Anerkennung dieser Ehe aus.

Karolina Friederika Simon, geb. Schugart.

Trotz seiner Verheiratung mit einer in russischer Umgebung aufgewachsenen Dame war es aber Simon nicht beschieden, sein Leben an der Newa zu beschliessen. Als er im Jahre 1850 auf die Nachricht vom Tode seines Oheims, der ihn zum Universalerben eingesetzt hatte, nach Lausanne reisen musste, knüpfte er in seinem alten Heimatlande zum wenigsten die seinerzeit abgerissenen verwandtschaftlichen Fäden wieder an.

Nach seiner Rückkehr drohten die erneuerten angestrengten Arbeiten, die er im Atelier und auf den weit auseinanderliegenden Bauplätzen zu verrichten hatte, seine Ge-

*) Ein Sohn ist früh gestorben.

sundheit zu erschüttern. Zwar entging er mit seiner Familie glücklich einer Cholera-Epidemie, die in St. Petersburg ungezählte Opfer forderte. Er schlug seinen Wohnsitz während der schlimmsten Zeit auf dem Lande in einer ziemlich hoch gelegenen, bewaldeten Gegend, dem sogenannten Forstkorps, auf und hielt sich ohnehin an eine streng geregelte Lebensweise. Doch konnte er sich ängstlicher Anwandlungen in der Nähe des Choleraherdes bei täglichem Verkehr mit seinen Arbeitern nicht erwehren, und gegen Ende des Jahres 1853 kam ein Magenleiden, das ihn schon früher angegriffen hatte, zu lebensgefährlichem Ausbruch. Seine robuste Natur überwand den Anfall; aber die Ärzte, die ihn schon aufgegeben hatten, erklärten ihm entschieden, dass er, um sein Leben zu erhalten, Russland verlassen und in ein milderes Klima übersiedeln müsse.

Nur höchst ungern und nach langer Überlegung unterwarf sich Simon diesem ernsten Spruche. Denn St. Petersburg, die stetig wachsende, lebensvolle Großstadt, in der er „so viele Sympathie, Anerkennung und Freundschaft gefunden“ und bei unausgesetzter Arbeit auch bedeutende, von Jahr zu Jahr sich mehrende wirtschaftliche Erfolge errungen hatte, war ihm doch lieb geworden. Über seinen künftigen Wohnort konnte er sich, wenn er nun einmal den Norden meiden musste, leicht entscheiden; denn wie von selbst verstand sich seine Rückkehr in die schweizerische Heimat. Nach der Erledigung seiner beruflichen Geschäfte und privaten Angelegenheiten nahm er anfangs Juli 1854 Abschied von Verwandten, Freunden und Gönnern in der Zaren-Residenz und reiste mit seiner Frau und drei Kindern über Berlin, Augsburg und Lindau nach St. Gallen. Er besuchte hier den ihm und seinen Schwiegereltern freundschaftlich vertrauten ehemaligen Chemiker der Schugartschen Kattun-Fabriken, Iwan Tschudi, sodann in Schaffhausen einen andern Freund aus der St. Petersburger Schweizer-Kolonie, Heinrich Moser auf Charlottenfels, in Niederurnen seine bejahrten Eltern und eine arme Schwester, die er mit ihrer Kinderschar beglücken konnte, endlich in Lausanne seine Tante, in deren Nähe er sich niederlassen wollte. Ein Aufenthalt am obern Genfersee in ländlicher Einsamkeit und Ruhe tat ihm wohl. Doch kam er auf Tschudis Anregung schon zu Anfang des Jahres 1855 wieder nach St. Gallen,*) wo sich ihm ein neues Feld für seine Tätigkeit eröffnete. „Zu einem beschaulichen Erholungsleben“, schrieb er, „war ich zu lebhaften Geistes, und die Arbeit war immer die Würze meines Lebens.“ Am 20. Mai des erwähnten Jahres erwarb er für sich und seine Familie gegen eine Gebühr von 2250 Fr. das Bürgerrecht der Stadt, am 19. November um weitere 450 Fr. das Bürgerrecht des Kantons St. Gallen und gab damit, entgegen den Wünschen seiner Frau, die sich nach St. Petersburg zurücksehnte, entschieden zu erkennen, dass er fortan hier verbleiben wolle. Auf der Westseite der Stadt, im Seidenhof, an dessen Stelle jetzt das Gewerbemuseum steht, richtete er sich vorerst wohnlich ein.**)

*) Korrespondenzen Simons und der Familie Schugart mit Tschudi hat uns Herr Carlos Tschudi vorlegen können.

**) Er dachte wohl an den Ankauf der „Röteli“-Besitzung an der Rosenbergstrasse; aber der verlangte Preis von 40,000 Fr. erschien ihm zu hoch!

IV. ST. GALLEN.

In St. Gallen erhielt Simon sofort reichliche Gelegenheit, als Aktionär mit seinen finanziellen Mitteln und als Techniker mit seiner praktischen Umsicht für das in den Anfängen begriffene kantonale Eisenbahnwesen einzutreten.

Schon seit dem Jahre 1846 bestand eine „st. gallisch-appenzellische Eisenbahngesellschaft", die sich die Aufgabe stellte, vorläufig eine Bahn von Rorschach über St. Gallen nach Wil und Wintertur zu bauen. Nach Überwindung zahlloser Schwierigkeiten wurde im Frühjahr 1853 das Werk unter der Leitung des Oberbaurats Karl von Etzel und des Oberingenieurs Fr. Wilh. Hartmann in Angriff genommen, und bereits im Oktober 1855 konnte die Linie von Wintertur bis Wil, im Laufe des Jahres 1856 das weitere Geleise bis St. Gallen und endlich die durch das Steinachtobel nach Rorschach hinunterführende Strecke dem Betriebe übergeben werden. Da gab es nun Arbeit die Fülle für einen regsamen, praktisch erfahrenen Mann. Der Präsident der Gesellschaft, Landammann Joh. Matthias Hungerbühler, wurde durch Tschudi auf Simon aufmerksam gemacht und veranlasste noch während der Bauzeit, im Dezember 1854, seine Ernennung zum Mitgliede des Verwaltungsrates. Er übernahm, wie zu erwarten stand, vorerst das Bauwesen; denn nach der primitiven Organisation des Unternehmens besorgte damals der Verwaltungsrat auch die Geschäfte, die später besondern Direktionen zugewiesen wurden.

Rasch suchte sich nun Simon in alle Zweige des für ihn zum guten Teil doch neuen Arbeitsgebietes einzuleben. Als sich die Zeit für die Betriebseröffnung der ersten Strecke näherte, reiste er nach Stuttgart, um das schon trefflich eingerichtete württembergische Eisenbahnwesen zu studieren. Der Minister Knapp gewährte ihm einen genauen Einblick in den Betrieb und stellte ihm überdies bereitwillig den Bahnhofinspektor in Ulm, Misani, für einige Monate zur Verfügung. So kam er in die Lage, mit selbständigem Urteil die Lösung grundsätzlicher Fragen auch gegen widerstrebende Ansichten durchzusetzen. Hungerbühler verfocht in einer Sitzung des Verwaltungsrates lebhaft die Meinung, es sollten für den gefährlichen und verantwortungsvollen Dienst geschulte Kräfte aus Württemberg herangezogen werden. Simon aber lehnte mit schneidender Schärfe die Berufung ausländischer Mannschaft ab und erklärte sich bereit, den Betrieb mit einheimischen Leuten, die er instruieren wollte, aufzunehmen. Die Mehrheit des Verwaltungsrates ging sofort auf seinen Vorschlag ein und übertrug ihm die Betriebsdirektion.

Immerhin konnte sich Simon die Schwierigkeiten seiner neuen Stellung nicht verhehlen; denn die organisatorischen Anordnungen, die Reglemente und Instruktionen aller Art bedurften eben so rascher als gründlicher Erwägung, wenn der Betrieb von Anfang an ohne Hemmungen und Unfälle vor sich gehen sollte. Doch hatten seine Bemühungen erfreulichen Erfolg. Er machte gute Erfahrungen mit seinem schweizerischen Personal und bemerkte mit Genugtuung, dass die Leute durch pünktlichen Dienst und freundliches Benehmen beim reisenden Publikum Anerkennung fanden. Es war für ihn einer der schönsten Momente seines Lebens, als er bei der Eröffnung der vollständigen Linie Wintertur-St. Gallen am 24. März 1856 den bekränzten, mit offiziellen Gästen angefüllten Zug von Winkeln über die eiserne Sitterbrücke glücklich nach der festlich geschmückten Gallusstadt geleiten konnte, für die nach der Überzeugung weitblickender Männer mit

diesem Tage eine Epoche neuen wirtschaftlichen Aufschwungs begann. Er wollte denn auch mit dem Feste einen humanen Akt von bleibender Wirksamkeit verbinden, indem er ein Damenkomité veranlasste, durch einen Bazar und freiwillige Beiträge den Grund zu einer Unterstützungskasse für das Betriebspersonal zu legen.

Über seinen Verkehr mit den Angestellten erfahren wir näheres durch den Fürsprech Dormann in Rapperswil, der ihn persönlich kannte. Streng aber gerecht, wie einst als jugendlicher Bauleiter in Lausanne, waltete er seines Amtes. Keine Station, ja kein Weichenwärter war sicher, bei Tag oder Nacht von seinem Besuche oder seiner Inspektion überrascht zu werden. Wehe dem Manne, wenn etwas in Unordnung gefunden wurde, oder wenn er nicht auf seinem Platze war! Er liess den nachlässigen Arbeiter die ganze Härte seines Zornes fühlen und drohte ihm für den Rückfall mit sofortiger Entlassung, während er für gewissenhafte Leute freundliche Worte übrig hatte und ihnen mit wohlwollendem Vertrauen die Aussicht auf Beförderung eröffnete: „aber verdient musste sie sein!“ Es geschah wohl, dass er in der Morgenfrühe schon vor dem ersten Zuge auf einer Draisine nach Rorschach hinunterfuhr und unversehens auf der Station erschien, wo jedermann auf seinen Posten eilte. Da schoss dann der kleine, lebhafte Mann mit einem zierlichen Stöcklein auf und ab, inspizierte, ordnete an, tadelte je nach Ursache und schaute in die Wagen und die geheimsten Winkel, um festzustellen, ob alles reinlich sei. Trunkenbolde duldete er nicht im Dienst, denn seine Ansicht war, das Leben der Reisenden dürfe nur nüchternen und tüchtigen Leuten anvertraut werden. Man fürchtete den allgegenwärtigen Direktor, aber man achtete ihn auch und unterzog sich willig seiner Autorität; denn wenn er unbedingte Pflichterfüllung von dem Personal verlangte und keine Rücksicht gegenüber unzuverlässigen Elementen übte, so mussten ihm seine Untergebenen ihrerseits die Anerkennung zollen, dass er mit allen Kräften für ihr Wohl besorgt war und ihnen ein leuchtendes Beispiel unermüdlicher Hingabe für die st. gallischen Verkehrsinteressen bot.

In gelegentlichem Verkehr mit hohen Herrschaften wusste sich der gestrenge Direktor mit der in der Fremde gewonnenen weltmännischen Zwanglosigkeit zurechtzufinden. Er erzählte gern, wie einst der Fürst Anton von Sigmaringen aus seiner Villa Weinburg bei Tal telegraphisch einen Extrazug bei ihm bestellte und ihn bat, er möchte ihn und seine Gäste, den deutschen und den englischen Kronprinzen mit ihrem Gefolge, nach der berühmt gewordenen Sitterbrücke begleiten, und wie er eingeladen wurde, im Wagen neben den Herren Platz zu nehmen. „Kronprinz Friedrich, der spätere Kaiser, gab mir eine Zigarre und Feuer dazu. Ich fing an zu rauchen und sagte dann ganz freimütig: Königliche Hoheit, man hat Ihnen da schlechte Zigarren verkauft; gestatten Sie, Ihnen eine von den meinigen zu offerieren.“ Simon konnte auch die andern Prinzen mit dem auserlesenen Kraut erfreuen, und die Prinzessinnen dankten ihm für den Genuss des feineren Aromas. In St. Gallen wanderte dann die ganze Gesellschaft zu seiner Bezugsquelle, dem Geschäftshause des Herrn Theodor Beck, um reichliche Vorräte einzukaufen und sich künftiger Bedienung zu versichern.

Unterdessen erhielt das neue st. gallische Verkehrsmittel eine grössere Ausdehnung. Die st. gallisch-appenzellische Eisenbahngesellschaft verband sich im Jahre 1857 mit zwei andern Unternehmungen, die sich für den Bau einer „Südostbahn“ und einer „Glatttal-

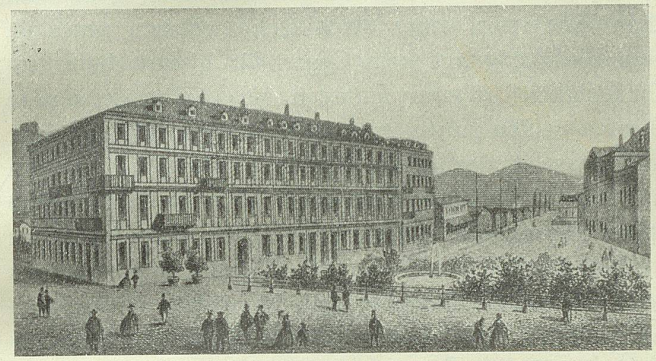
bahn“ gebildet hatten, und die aus dieser „Fusion“ erwachsenen Vereinigten Schweizerbahnen umfassten schliesslich neben dem Schienenstrang von Wintertur bis Rorschach auch die Linien, die von Rorschach durch das Rheintal hinauf nach Chur, von Sargans dem Walensee entlang nach Glarus und nach Rapperswil und weiter über Uster nach Wallisellen führten. Aus dieser sehr bedeutenden Entwicklung der Anlagen ergaben sich eingreifende Änderungen des Betriebes. Die neue Verwaltung, für deren Oberleitung sich der höchst gewandte und schaffensfreudige Kaufmann Daniel Wirth-Sand gewinnen liess, nahm eine Reorganisation der Gesellschaft in der Weise vor, dass der Verwaltungsrat als oberste Administrativbehörde an ihrer Spitze stand, dass aber die Leitung des eigentlichen Geschäftsbetriebes in allen seinen Zweigen nach französischem Vorbild einem ausserhalb dieser Behörde stehenden Generaldirektor übertragen wurde. Diese Einrichtung trat im Jahre 1859 in Kraft. Simon durfte mit Rücksicht auf seine Verdienste um das st. gallische Eisenbahnwesen wohl ein Anrecht auf das neugeschaffene Amt erheben. Statt seiner aber wählte der Verwaltungsrat als Generaldirektor den französischen Ingenieur J. Michel, dem er sich als Betriebschef unterordnen sollte. Er lehnte diesen Posten ab und blieb nur Mitglied des Verwaltungsrates. Bei seinem Scheiden aus dem aktiven Eisenbahndienste konnte er indessen wahrnehmen, dass seine energische und wohlüberlegte Tätigkeit trotz ihrer bisweilen herben Aussenseite bei dem Betriebspersonal einen starken Eindruck hinterliess. Die Angestellten alle, vom ersten Beamten bis zum letzten Bahn- und Weichenwärter, bezeugten ihm ihre Dankbarkeit, indem sie ihm einen silbernen, aus freiwilligen Beiträgen angeschafften Becher mit einem „schmeichelhaften“ Begleitschreiben überreichten.

Mit Eisenbahnangelegenheiten hatte sich übrigens Simon, von den Vereinigten Schweizerbahnen abgesehen, auch noch in den folgenden Jahren bisweilen zu beschäftigen. Als die sogenannte „Ostwestbahn“ in Bern, eine der vielen überstürzten Gründungen aus der wenig glücklichen Epoche des Privatbaus, wegen finanzieller Schwierigkeiten zusammenbrach, ernannte ihn eine ausserordentliche Generalversammlung der Gesellschaft mit unbeschränkter Vollmacht zu ihrem Liquidator. Er unterzog sich diesem Auftrag mit um so grösserem Eifer, als er eben vor dem Krach durch „einen guten Freund“ veranlasst worden war, sich mit einem bedeutenden Aktienkapital an dem Unternehmen zu beteiligen. Nachdem er zuerst die schwebenden Prozesse ohne Rücksicht auf die Einsprache der Advokaten niedergeschlagen hatte, führte er den Verkauf und die Abrechnung mit gutem Erfolge durch, so dass nach Jahr und Tag alle Gläubiger befriedigt werden konnten. Das Geschäft brachte ihn in Berührung mit der schwergeprüften Bahn „Jura industriel“, die Locle mit Neuenburg verband. Auch hier gelang ihm eine erträgliche Lösung finanzieller Fragen. Das Geschick, mit dem er Schwierigkeiten aller Art zu überwinden verstand, machte Eindruck, und noch später dachte man in Bern an ihn, wenn durchgreifende Massregeln im Bahnverkehr getroffen werden mussten.

Nach dem Rücktritt von dem Betriebe der Vereinigten Schweizerbahnen wandte sich Simon wieder der Architektur, seiner alten Liebe, zu, und diese hielt ihn noch eine Reihe von Jahren in St. Gallen fest.

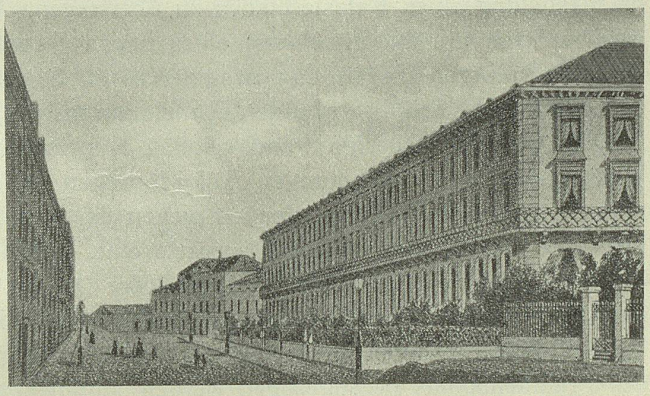
Mit sicherm Blicke fasste er die zum Teil noch unüberbaute Umgebung des Bahnhofs als ein gedeihliches Feld für seine berufliche Tätigkeit ins Auge. Schon im Herbst

des Jahres 1859 begann er mit der Anlage von Häusern gegenüber dem Bahnhof, an der Südseite der heutigen Poststrasse, die, in einfach nüchternem Stil gehalten, rasch vermietet wurden. Im Juni 1860 verpflichtete er sich durch einen Vertrag mit dem Bundesrate Wilhelm Näff, auf dem zwischen diesen Häusern liegenden Terrain ein Post- und Telegraphengebäude zu errichten, das dann die Eidgenossenschaft in Miete nahm. Es konnte bereits am 1. Dezember 1861, drei Monate vor dem vereinbarten Termin, bezogen werden und befriedigte damals vollauf das durch die frühern primitiven Postverhältnisse (im heutigen Stadthaus) keineswegs verwöhnte St. Galler Publikum. Doch vermochte es den steigenden Verkehrsverhältnissen bald nicht mehr zu genügen. Nach der Herstellung eines neuen, grössern Baues in unmittelbarer Nachbarschaft, der heute schon wieder zur „alten Post" geworden ist, wurde der Hauptteil seiner Räume vom Besitzer der „Walhalla" angekauft und für die Zwecke des Hotelbetriebes umgestaltet. Durch die hohen Gittertore in der Front des Gebäudeblockes sind seiner Zeit die Postwagen ein- und ausgefahren.



Post in St. Gallen und anstossende Gebäude (um 1865).

Weiterhin führte Simon nach Pariser Mustern die zusammenhängende, mit niedrigen Zwischengeschossen und einem ursprünglich durchlaufenden Balkon versehene Häuserreihe an der Nordseite der Poststrasse (jetzt Nr. 12, 14, 16 und 18) auf. Nicht ohne Stolz betrachtete er diese ästhetisch anfechtbare Schöpfung, durch die nach seiner Meinung binnen wenigen Jahren „die damalige öde und etwas wilde Gegend in eines der schönsten Quartiere der Stadt St. Gallen umgewandelt wurde." Es scheint indessen, dass er sich mit dem seither immer wieder aufgetauchten Plane trug, die Poststrasse in östlicher Richtung über das „Löchlibad" hinweg, das abgebrochen werden sollte, nach dem Marktplatz vorzutreiben, so dass sie die kürzeste Verkehrsader zwischen dem Bahnhof und der innern Stadt geworden wäre. Das Projekt harrt noch immer seiner Ausführung. Er sorgte wenigstens für eine künftige angemessene Einmündung jenes Strassenzuges, indem er die Fleischhalle und das Kornhaus, die den Marktplatz oder Rindermarkt beengten und verunzierten, niederreissen liess.



Poststrasse in St. Gallen, „Simons-Quartier" (um 1865).

Zu diesen aufräumenden Anordnungen kam Simon als Mitglied des st. gallischen Gemeinderates, dem er in den Jahren 1861—1867 angehörte. Nach seiner Wahl in die Bau- und in die Spitalkommission betrachtete er es als seine Hauptaufgabe, „alle hergebrachten baulichen Mißstände beseitigen zu helfen.“ Bei solchen Absichten konnte es nun freilich nicht fehlen, dass neben den beiden erwähnten Gebäuden, die in der Tat eine längere Erhaltung nicht verdienten, auch ehrwürdige Zeugen des alten, behäbigen und wehrhaften Bürgersinnes vor dem Machtwort eines Architekten weichen mussten, der nach seiner Herkunft und seinem Bildungsgange kein Organ für historische Überlieferung besass und jede Unregelmässigkeit früherer Anlagen als eine widerwärtige Störung seines auf die gerade Linie eingestellten Auges zu empfinden schien. Mit einer gewissen Genugtuung erwähnt Simon, dass er dazu gelangte, auch das Stadttor, den Gefängnisturm des alten Rathauses und das Platztor abzutragen. Man darf ihm diese Eingriffe in das ohnehin schon damals mannigfach modernisierte Stadtbild nicht allzu sehr verargen; denn die neue Zeit verlangt gebieterisch nach Luft und Licht und nach breitem Raum für den stetig wachsenden Verkehr. Indessen hätte bei pietätvollerem Vorgehen, oder, wie man heutzutage sagen würde, bei strengerer Rücksicht auf den Heimatschutz, zum wenigsten ein charakteristischer Bestandteil des einen und andern Baudenkmals als eindrucksvolles Wahrzeichen autonomer Kraftentfaltung älterer Geschlechter vielleicht gerettet werden können. Doch wie man sich auch zu solchen Fragen stellen mag: das Zeugnis wird man Simon nicht versagen, dass er als führendes Mitglied der Baukommission nach einem wohlüberlegten Plane handelte und dass seiner Initiative manche Verbesserung entsprang. Er setzte eine neue Organisation im Bauamt durch. Er veranlasste den Gemeinderat, den tüchtigen Ingenieur J. Fierz, der damals in Glarus tätig war, als Stadtbaumeister nach St. Gallen zu berufen und ihm neben andern Arbeiten die Erstellung eines Katasterplanes zu übertragen. Ganz besondere Verdienste aber erwarb er sich um die Errichtung eines neuen Gemeindekrankenhauses. Im Verein mit den Doktoren Karl Wegelin und Werner Steinlin wusste er die Behörde, die unter der Leitung des kräftig waltenden Gemeindammanns Joh. Jakob Züblin stand, zu überzeugen, dass der bisherige Fremdenspital, ursprünglich ein hölzernes Bauernhaus an der Wassergasse, den elementarsten Anforderungen an eine Krankenanstalt nicht mehr genüge. Der Rat hatte nur Bedenken wegen der finanziellen Schwierigkeiten; aber Simon liess sich nicht beirren. Er interessierte eine Anzahl einflussreicher Männer, voran den Dekan J. Georg Wirth, mit warmem Eifer für die Unternehmung und vertraute auf die verständnisvolle Opferwilligkeit der Bürgerschaft. In der Tat wurden binnen wenigen Tagen 150,000 Franken an freiwilligen Beiträgen aufgebracht, und da auch das Vermögen des Fremdenspitals herangezogen werden konnte, durfte man mit guter Zuversicht das Werk in Angriff nehmen. Noch besuchte Simon, von Dr. Wegelin begleitet, die besten ausländischen Spitäler; dann verwertete er die gewonnenen Erfahrungen in einem definitiven Plane, den der Gemeinderat genehmigte und auf einem an der Rorschacherstrasse gelegenen Grundstück zur Ausführung bringen liess. Nach zwei Jahren (1867) konnte das stattliche Gemeindekrankenhaus, das heutzutage zur ausgedehnten Gebäudegruppe des Kantonsspitals gehört, bezogen werden. Wohl mochte der Bau, von der technischen Seite betrachtet, seine Mängel haben; denn die verfügbaren Mittel waren immerhin be-

scheiden und zwangen den Bauherrn, sich auf das Notwendigste zu beschränken. Allein das Haus mit seinen hohen, lichten Räumen stellte gegenüber den frühern misslichen Zuständen doch einen wesentlichen Fortschritt in der kommunalen Krankenpflege dar. Noch nach vielen Jahren erinnerte sich Simon mit herzlicher Freude an das glückliche Gelingen dieses Werkes, und mit besonderer Hochachtung gedachte er in seinen Aufzeichnungen der Frau Elisabetha Fehr-Klauser, die es übernommen hatte, die Kinderabteilung „schön und ganz auf eigene Kosten" einzurichten. Er glaubte in dem humanen und hingebenden Sinne der städtischen Bevölkerung die Nachwirkungen des vadianischen Geistes zu erkennen.

Die Bauunternehmungen in St. Gallen hielten Simon nicht ab, als Architekt gelegentlich auch anderswo seine Kräfte einzusetzen. So knüpft sich sein Name an den Wiederaufbau des durch die furchtbare Brandkatastrophe vom 10./11. Mai 1861 zum grossen Teil zerstörten Hauptortes seines heimatlichen Kantons. Auf den telegraphischen Ruf des Landammanns Dr. Joachim Heer eilte er schon am folgenden Tage nach der Glarner Unglücksstätte, die in ihren schwelenden Trümmern einen schauerlichen Anblick bot. Nach kurzer Besprechung mit den Behörden und in Übereinstimmung mit dem ebenfalls sich zur Verfügung stellenden Zürcher Architekten Joh. Kaspar Wolff liess er die den Einsturz drohenden Brandmauern und den wankenden Kirchturm sprengen, um weiteres Unglück zu verhüten. Dann arbeitete er mit Wolff und mit dem erwähnten, aus Bern herbeigerufenen Ingenieur Fierz rasch einen Plan und ein Baureglement für die neue Anlage des abgebrannten Fleckens aus. Seine Vorschläge fanden die Zustimmung der Gemeinde- und Kantonsbehörden. Er selbst verpflichtete sich, das Rathaus nach einem bindenden Voranschlage aufzuführen, und er entsprach im weitern einem allgemeinen Wunsche, indem er nach dem Projekte des Architekten Ferdinand Stadler von Zürich den Neubau der Kirche um eine Aversalsumme übernahm. Gern notierte er, dass es ihm gelang, diese beiden Bauten vertragsmässig und zur vollen Zufriedenheit seiner Landsleute rechtzeitig zu vollenden. Weniger glücklich waren die Erbauer des Gerichtsgebäudes, das schon nach zwei Dezennien wegen ungenügender Fundamentierung bedenkliche Risse zeigte. Simon wusste dann den Bau durch praktische Anstalten vor dem Zerfall zu sichern.

V. RAGAZ.

Während bei solchen Arbeiten ein Jahr um das andere verlief und für weitere Bauten in St. Gallen sich zunächst kein Anlass bot, fasste Simon, der Nimmermüde, einen Plan ins Auge, dessen Ausführung seine Übersiedelung von der Hauptstadt des Kantons nach dem Bezirk Sargans zur Folge hatte. Er trat an sein letztes bedeutsames Projekt heran: die bauliche und organisatorische Neugestaltung der Kuranlagen in Ragaz.

Bereits im Jahre 1860 hatte Simon Anlass, sich mit Fragen zu beschäftigen, die das Kurgebiet betrafen. Er wurde damals nach St. Moritz gerufen, um sein Gutachten über die vom St. Galler Architekten Felix Wilhelm Kubli gelieferten Pläne für die Vergrösserung der Kuranstalt abzugeben. Da konnte er mit den Vorlagen, die ihm auf die örtlichen Verhältnisse zu wenig Rücksicht zu nehmen schienen, nicht einverstanden sein. Er verlangte, im Gegensatz zu Kubli, dass nicht die neuen Gast- und Wohnzimmer, son-

dern die Bäder und die Trinkhalle auf die Bergseite zu verlegen seien, und seine lebhaften Vorstellungen bewirkten, dass der Verwaltungsrat die Erweiterung der Bauten im wesentlichen nach seinen Anträgen in die Wege leiten liess.

„St. Moritz", bemerkt Simon, „führte mich sozusagen nach Ragaz."

Mit der nach dem Grossratsbeschluss vom 20. Februar 1838 erfolgten Aufhebung des in unerfreulichen Rückgang der mönchischen Disziplin und in arge wirtschaftliche Verlegenheiten geratenen Klosters Pfävers war dem st. gallischen Staate im Oberland eine ausgedehnte Domäne zugefallen, die ihm manchen Vorteil bot, aber auch bedeutende Anforderungen an seine finanziellen Kräfte stellte. Während er das Kloster selbst in eine kantonale Irrenanstalt umbauen liess und das alte Bad in der Taminaschlucht mit den als unveräusserlich erklärten Heilquellen zu eigenem Betriebe übernahm, verpachtete er den „Hof" oder das frühere Statthaltereigebäude in Ragaz, stellte nach den Plänen des Ingenieurs Adolf Näff eine fahrbare Strasse vom Dorfe nach dem Bade her und leitete noch im Jahre 1840 einen Teil des Thermalwassers von der Quelle nach dem zu einem Gasthaus umgewandelten Hofe, so dass Ragaz zum erstenmal ein wirklicher Kurort wurde, an welchem sich vornehmere Gäste mit nicht allzu hohen Ansprüchen inmitten einer reizenden Landschaft erholen oder amüsieren konnten. Diese Bauten, zu denen noch kostspielige Arbeiten für eine neue Fassung der Quellen kamen, verschlangen hohe Summen, die durch die Erträgnisse entfernt nicht ausgeglichen wurden. Tatsächlich vermehrte sich das Defizit von Jahr zu Jahr, und immer entschiedener drängte sich den massgebenden Behörden der Gedanke auf, zum wenigsten den Hof Ragaz mit den anstossenden Liegenschaften unter möglichst günstigen Bedingungen zu verkaufen. Schon im Jahre 1859 sprach sich der Grosse Rat grundsätzlich für die Veräusserung des an die Hotelfirma Hauser verpachteten Hofes aus. Vier Jahre später, am 4. Dezember 1863, fasste er den förmlichen Beschluss, es sei diese Domäne samt ihren Dependenzen öffentlich auszubieten und dem Käufer die Konzession oder das Recht der Benützung des innern Bades und der Heilquellen für einen bestimmten Zeitraum — 50 oder 100 Jahre — zu erteilen. Doch liefen vorerst keine beachtenswerten Angebote ein, und es vergingen noch drei weitere Jahre, bis die Angelegenheit endlich zum Vorteil des Kantons erledigt werden konnte.

Angeregt durch den Regierungsrat Dr. J. Baptist Weder, dem die Sanierung der st. gallischen Staatsfinanzen, aber auch eine möglichst umfassende Verwendung der „göttlichen Quelle" am Herzen lag, widmete Simon dem Ragazer Geschäfte seit dem Anfang der sechziger Jahre ernste Aufmerksamkeit. Er tat Schritte zur Gründung einer Aktiengesellschaft, die das nötige Kapital für den Kauf nicht nur des Hofes, sondern auch des innern Bades zusammenbringen sollte, und es gelang ihm in der Tat, eine Reihe hervorragender Männer für gemeinsame finanzielle Sicherstellung des Unternehmens zu gewinnen. Allein ihre sorgfältig erwogene Offerte fand beim Grossen Rate, der auf mehrere Millionen rechnete, zum Verdrusse Simons und der Regierung kein Entgegenkommen und wurde beinahe mit Hohn zurückgewiesen. Jene Gesellschaft löste sich unverrichteter Dinge wieder auf.

Doch die Regierung liess den einmal erfassten Plan, an den sich bedeutsame Interessen nicht nur für den Kanton, sondern auch für eine aufstrebende Gemeinde knüpften, um so

Bauten von Bernhard Simon: Hotel Quellenhof in Ragaz.

weniger fallen, als sie sich überzeugt hielt, dass Simon mit „seinen technischen Fähigkeiten“, mit seiner vor keinen Schwierigkeiten zurückschreckenden Energie und mit den ihm zur Verfügung stehenden finanziellen Mitteln nach wie vor der rechte Mann zur Erwerbung der Hauptdomäne und zur Durchführung eines Projektes in grossem Stile sei. Im Laufe des Jahres 1866 zog sie ihn neuerdings ins Vertrauen. Er lenkte ein und hoffte anfangs, bei dem mit ihm befreundeten Basler Ingenieur G. Dollfus finanzielle Unterstützung zu erlangen. Als er aber zu bemerken glaubte, dass es diesem nur um raschen persönlichen Profit zu tun war und dass anderseits der bisherige Pächter des Hofes, Karl Hauser-Blattmann, ihm in die Quere zu treten suchte, fasste er kurzweg den Entschluss, auf eigene Faust zu handeln und „die schwere Bürde“ allein zu übernehmen. Gewiss schaute auch er bei dem Geschäfte auf seinen Vorteil aus, wie es seine Pflicht als Familienvater war. Indessen reizte ihn die Lösung einer grossen Aufgabe, bei der er seine ganze Schaffenskraft und sein bautechnisches Talent bewähren konnte. Es war ihm ohne Frage ernst, wenn er damals in einer Zuschrift an das st. gallische Baudepartement erklärte, dass er sich für seine Mühen und Opfer mit einem bescheidenen Gewinn zufrieden gebe und dass er sich freuen werde, seinem neuen Heimatkanton eine Anstalt zu errichten, die der Gegenwart und Zukunft zur Ehre und zum Segen gereiche. Nach längern Unterhandlungen, bei denen auf beiden Seiten finanzielle, rechtliche und staatspolitische Fragen reiflich zu erwägen waren, kam am 14. März 1868 zwischen der Regierung und Simon über die Ragazer und Pfäverser Domäne ein Kauf- und Konzessions-Vertrag zum Abschluss, den der Grosse Rat am 27. März in ausserordentlicher Session genehmigte. Es fehlte im Ratssaale nicht an offener und verdeckter Gegnerschaft. Mehrere Redner erblickten in dem Geschäfte eine ernstliche Gefährde für den Staat, und ein toggenburgischer Vertreter, Gemeindammann Joh. Georg Kuhn von Degersheim, sprach zornig vom „Verschwindeln“ der Domäne. Doch ein wuchtiges Wort, das der Präsident Wirth-Sand gegen die „Gespensterseher“ richtete, und die eindrucksvolle Zuversicht, mit der sich ein genauer Kenner der Verhältnisse, Gemeindammann Joseph Widrig von Ragaz, zur Sache äusserte, zerstreuten die Bedenken, so dass die Vorlage bei der schliesslichen, unter Namensaufruf vollzogenen Abstimmung eine entschiedene Mehrheit (95 gegen 44 Stimmen) fand.

Der sehr umfangreiche Vertrag, der mit kalligraphischem Aufwand ausgefertigt und am 28. März von Simon und dem Chef des Baudepartements, Regierungsrat Benedikt Höfliger, unterzeichnet wurde, enthielt im wesentlichen folgende Bestimmungen.

Simon erhielt als Eigentum die Domäne Hof Ragaz mit allen zugehörenden Gebäuden und Liegenschaften, die Schlossruinen Freudenberg und Wartenstein, den nördlichen, an die Domäne grenzenden Teil des St. Niklausenwaldes und die Taminawasserwerke in Ragaz. Gegen die Abtretung dieser Realitäten verpflichtete er sich, einen grossen Gasthof samt Garten und Parkanlagen, eine Trinkhalle, ein Kursaalgebäude und eine Badeeinrichtung auszuführen. Im weitern wurden ihm auf eine Frist von 100 Jahren, vom 1. Januar 1868 an gerechnet, konzessionsmässig zu freier Benützung überlassen: die Thermalquellen und das Bad Pfävers mit dem gesamten Mobiliar und dem Badbezirk, die seinerzeit durch die Taminaschlucht bis zum Bade angelegte Strasse, die er gleich den Wasserleitungen auf eigene Kosten unterhalten musste, der obere, bis zur zweiten

Kehre der Strasse nach Pfävers reichende Teil des St. Niklausenwaldes, und endlich die Bad- und Trinkanstalt im Dorfe Ragaz, die der Kanton eben damals zufolge einer mit der Gemeinde im Jahre 1866 getroffenen Übereinkunft bauen liess.

Simon war demnach wirklicher Eigentümer der Domäne in Ragaz, aber auch Konzessionär des dem Staate verbleibenden Bades Pfävers mit der Quelle. Auf unbegrenzte Zeit wurde ihm und seinen Rechtsnachfolgern ein bestimmtes Mass von Thermalwasser für die Ragazer Kuranstalten zugesichert. Für die ganze Erwerbung — Kauf und Benützungsrecht —, die sich über einen Flächenraum von annähernd 200 Jucharten oder 70 Hektaren erstreckte, hatte er dem st. gallischen Staate die Summe von 1,658,000 Franken zu erlegen.*) Er gesteht, dass er die gefallene Entscheidung im ersten Momente wie einen schweren Druck empfand und dass er mit Bangen der Zukunft entgegenschaute. Aber er hatte nun einmal ja gesagt, und sofort traf er Vorkehrungen für die loyale Erfüllung des Vertrages.

Bereits waren umfassende Anstalten für die neuen Bauten in Ragaz vorgenommen worden. Aus noch vorhandenen, den Jahren 1863 und 1865 entstammenden Projekten erkennt man, dass Simon ursprünglich eine mächtige Zentralanlage mit zahlreichen Nebengebäuden und mit einem über das Gut Malez bis zum Rhein hinunter reichenden Park ins Auge fasste. Noch ein vom 25. Dezember 1867 datierter Situationsplan, der sich jetzt in einem Raume des st. gallischen Kantonsbauamtes befindet, war mit genialer Grosszügigkeit entworfen und darauf berechnet, die berühmtesten europäischen Kurorte in den Schatten zu stellen. Doch trafen solche Übertreibungen in St. Gallen auf berechtigten Widerstand. Bei den abschliessenden Vertragsverhandlungen legte er neue, einfachere Pläne vor, gegen die sich keine Einwendungen erhoben; aber alles war nun so genau bis ins Einzelne vorbereitet, dass mit den Bauten schon am 1. April 1868, am fünften Tage nach dem entscheidenden Grossratsbeschlusse, begonnen werden konnte. Hunderte von Arbeitern trafen zum Bau des „Quellenhofes“ und der übrigen vertragsmässig zu erstellenden Gebäude ein, und die günstige Witterung jenes Sommers schien die Unternehmungen zu fördern, als plötzlich die Elemente ihren raschen Fortschritt störten. Am Abend des 23. Juli entlud sich über den Grauen Hörnern und dem Calfeisental ein furchtbares Hochgewitter; die Tamina schwoll zu einem wilden Strome an, riss an mehreren Stellen die Pfäverser Wasserleitung weg und verheerte die Badstrasse auf eine weite Strecke. Da mussten unverzüglich und ohne Rücksicht auf die Kosten alle Kräfte zur Ausbesserung der beschädigten Anlagen aufgeboten werden, um eine längere Unterbrechung des Badebetriebes in Ragaz und Pfävers zu vermeiden. Simon besann sich keinen Augenblick; er führte seine zahlreiche Mannschaft von den Bauplätzen in die Taminaschlucht, und binnen wenigen Tagen war die Leitung repariert, die Strasse wieder fahrbar. Doch wurde er von den dämonischen Naturgewalten im gleichen Jahre nochmals heimgesucht. Ende September bereiteten unerhörte, in Graubünden und im st. gallischen Oberlande niedergehende Regengüsse dem ganzen Rheintal von der Tardisbrücke bis zum Bodensee hinunter eine der schwersten Überschwemmungskatastrophen des Jahrhunderts. Neuerdings griff die Tamina mit zerstörender Gewalt die Badstrasse und die Wasserleitung an, und Simon versuchte hier mit allen Mitteln die ärgsten Verheerungen abzuwenden.

*) Joh. Oesch, Chronik von Ragaz von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart (Ragaz 1916).

Aber als die Sturmglocken in Ragaz ertönten, musste er mit etwa 400 seiner Arbeiter an den Rheinstrom eilen, dessen Hochflut schon den Weg über den Bahnhof und den Rosengarten eingeschlagen hatte. Da war retten und helfen, schreibt er, gebieterische Pflicht. Er liess die am linken Ufer der Tamina stehenden Föhren fällen und eine nach der andern in den reissenden Strom vorschieben, so dass die Fluten auf die Maienfelder Seite hinübergeworfen wurden. Zugleich verfügte er den Durchbruch des Bahndammes, um den eingedrungenen Gewässern Abfluss zu verschaffen. Seine Massregeln waren von augenscheinlichem Erfolg begleitet; aber einige Bauern, die sich auf Grund böswilliger Gerüchte überzeugt hielten, er habe im Interesse der Vereinigten Schweizerbahnen den Durchstich des Dammes hindern wollen, gerieten über ihn in Wut und konnten nur mit Mühe durch die Überredungskunst des Arztes Dr. Gottfried Jäger von gewaltsamen Angriffen auf seine Person — sie drohten ihn in den Rhein zu werfen — zurückgehalten werden. Es dauerte lange, bis er die bittere Erinnerung an diese unverdiente Kränkung überwinden konnte, und er fand mit seinem verehrten Schiller, der schrecklichste der Schrecken sei doch der Mensch in seinem Wahn! Zu allen misslichen Ereignissen kam noch als unangenehmes Nachspiel die sofortige Abreise der meisten Kurgäste, denen es neben der tobenden Tamina nicht mehr wohl zumute war. Auch die Grossfürstin Helena von Russland, ursprünglich eine württembergische Prinzessin, die er von St. Petersburg her kannte, verliess mit ihrem Gefolge den Hof Ragaz. Kein Wunder, wenn ihn die Erfahrungen jener Tage tief ergriffen und er den Staat beneidete, der ihm alle Sorgen für seine Domäne überliess und mühelos von einem Jahr zum andern den Zinsertrag der Kaufsumme entgegennehmen konnte. Aber den Mut verlor er nicht; er vertraute wie immer auf seinen guten Stern.

Der Bau des Quellenhofes nahm trotz den eingetretenen Störungen nach dem unerbittlichen Willen des Unternehmers seinen Fortgang, und noch im Spätherbst wurde der Dachstuhl errichtet und gedeckt. Während des folgenden Winters ordnete Simon zur dauernden Sicherung des Betriebes eine neue sorgfältige Quellenfassung und die Anlage einer soliden, tief in die Felsen und in die Bergseite der Badstrasse eingelassenen Thermenleitung an. Ende Juli 1869 konnte der Quellenhof als grosses vornehmes Hotel eröffnet werden. Das Gebäude war äusserlich in einfachen Formen aufgeführt und entbehrte jedes reicheren architektonischen Schmuckes; aber das Innere wurde, wenn nicht luxuriös, wie einst die Petersburger Paläste, so doch gefällig ausgestattet. Schon standen auch die neuen Bäder den Gästen zur Verfügung, und die übrigen Bauten in Ragaz gingen ihrer Vollendung entgegen. Die Regierung, die vertraglich ein Kapitaldarlehen von 600,000 Fr. an Simon übernommen und sich ein Aufsichtsrecht gewahrt hatte, sprach im Amtsberichte für das Jahr 1869 ihre volle Befriedigung über den Stand der Arbeiten aus und hob hervor, wie alles für die grösste Bequemlichkeit der Badegäste berechnet und eingerichtet sei. Sie begleitete ihre Anerkennung mit dem Wunsche, „dass dem Erbauer und Leiter dieser Anstalt ein Erfolg zuteil werde, ebenmässig seinem Unternehmungsgeist und seiner Ausdauer“.

Aber an das erste Prüfungsjahr knüpfte sich nicht sofort ein glückliches Gedeihen. Eben hatte im Sommer 1870 unter schönen Auspizien die Kursaison begonnen, als der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges jählings alle Hoffnungen Simons zuschanden

machte. Fluchtähnlich, wie wir es in neuester Zeit wieder erlebt haben, wandten sich die fremden Gäste ihrer Heimat zu; andere Besucher, die sonst regelmässig nach Ragaz gekommen waren, blieben aus, und so ergab sich für den wagemutigen Unternehmer nur eine magere Ernte. Er musste sich mit unserm ganzen Volke glücklich schätzen, dass die Schweiz während des grossen Kampfes der Nachbarmächte ihre Neutralität bewahren konnte und dass es ihr schliesslich, im Februar 1871, einfach beschieden war, ihre humane Aufgabe an der über ihre Grenzen geworfenen, in bittere Not geratenen französischen Ostarmee zu erfüllen. Gern stellte er den in Walenstadt internierten Soldaten sein damals schon eingerichtetes Schwimmbad in Bereitschaft; sie kamen in Abteilungen von je 100 Mann, fanden köstliche Erquickung in dem reinen, warmen Wasser, das durch das Bassin strömte, und erfreuten sich hierauf der guten Mahlzeiten, die ihnen im Hof Ragaz und in Privathäusern gastfreundlich dargeboten wurden. Im folgenden Monat kam Simon noch einmal mit den Internierten in Berührung, indem ihn das eidgenössische Militärdepartement als einen im Bahnbetrieb erfahrenen Mann nach Genf entsandte, um dort gemäss den Anordnungen des Obersten Hoffstetter die Rückbeförderung der Hauptbestände der Bourbaki-Armee — es handelte sich um 64,500 Mann — zu überwachen. Er vermochte sich des schwierigen Auftrages ohne jede Störung der fahrplanmässigen Züge mit glücklichem Erfolge zu entledigen, und es tat ihm nach allen Widerwärtigkeiten und Enttäuschungen der ersten Ragazer Jahre wohl, als der Bundesrat mit anerkennenden Worten seiner Leistungen gedachte.

Die wichtigsten Bauten in Ragaz hatte Simon noch von St. Gallen aus geleitet, und immer wieder war er ins Oberland hinaufgefahren, um sich persönlich von dem richtigen Fortgang der Arbeiten zu überzeugen, Anstände aller Art, die sich mit den Nachbarn oder mit den seinen Plänen bisweilen widerstrebenden Gemeindebehörden ergaben, auszugleichen und durch neue Bodenkäufe seine Besitzung abzurunden. Nun verliess er mit seiner inzwischen herangewachsenen Familie die Stadt, in der er anderthalb Jahrzehnte lang mit schaffensfreudiger Kraft gewirkt hatte, und schlug seinen Wohnsitz dauernd in einer Villa des Kurortes selber auf, der sich von Jahr zu Jahr immer kräftiger entfaltete. Während im Dorfe Ragaz, das früher den Charakter einer schlichten Bauernsiedelung getragen und noch im Jahre 1826 nur ein einziges Wirtshaus besessen hatte, zahlreiche Gasthöfe und Pensionen modernen Schlages aufgerichtet wurden und sich irgend einen Anteil an dem kostbaren, den Felsen der Taminaschlucht entspringenden Schatz zu sichern suchten, widmete sich Simon unablässig seinen nächsten Pflichten in Pfävers und Ragaz. Er regelte den Betrieb im alten, vorzüglich vom Mittelstand besuchten Bade, sorgte für den schwierigen Unterhalt der Gebäude und des durch Felsstürze stets bedrohten Quellenweges und besserte jeweilen mit grossen Kosten die Schäden aus, die an der Badstrasse wie an der vier Kilometer langen Wasserleitung infolge unaufhörlicher Rutschungen des schieferigen Gesteins entstanden. Seine vornehmste Aufmerksamkeit aber galt selbstverständlich dem Hof Ragaz und dem durch Zwischenbauten, wie das Helenenbad, unmittelbar mit ihm verbundenen Quellenhof samt seinen Dependenzen. Es gelang ihm, als Direktoren für diese beiden Hauptanstalten, die er getrennt verwalten liess, zwei im Hotelfache erfahrene Männer, Joseph Giger und Joseph Kienberger, zu gewinnen, die

Rougsty d. 15 Juli 1896.

An die hohe Regierung
des Kantons St. Gallen

Hochgeachteter Herr Landammann
Hochgeachtete Herren Regierungsräthe

Sie haben uns, mein Gatte & mich, mit Ihrer Depesche anläßlich unserer goldenen Hochzeit hocherfreut, empfangen Sie hiemit für diese freundliche Aufmerksamkeit, unseren wärmsten Dank, und die Versicherung unserer Hochachtungsvollen Ergebenheit

B. Simon
& Gemahlin

durch ihr taktvolles Auftreten und durch ihren gewandten Verkehr mit Gästen jedes Standes, auch mit höchsten Fürstlichkeiten und mit geistlichen Würdenträgern, dem Kurort ein von Jahr zu Jahr in immer weitere Kreise reichendes Ansehen zu verschaffen wussten. Wer einmal hier gewesen war, kehrte gern zu neuem Aufenthalte wieder und freute sich der wohlüberlegten Ausgestaltung des Betriebes oder der umfangreichen Gärten, die unter der kundigen Hand des durch seine Schrift über den Zwergobstbau bekannt gewordenen Obergärtners Joseph Werck aufs prächtigste gediehen. Wie behaglich fühlte sich Moltke, als er einmal im Frühjahr nach den Strapazen einer 14stündigen Reise von Chiavenna her in Ragaz ausruhen und sich wärmen konnte, und wie wohl war ihm im Sommer 1874 zumute, als er die Kur gebrauchte! Ragaz schien ihm schöner und angenehmer, wenn auch teurer, als Gastein. „Die Gegend ist herrlich", schrieb er seinem Bruder, „und ein mächtiges, hohes Hotel ist an das alte angebaut. Dazu die schönsten Gartenanlagen mit seltenen Bäumen, blühendem Wein, der die Luft mit Resedageruch erfüllt, und einer Unmasse von Rosen. Ich musste zweiundsiebzig Stufen hoch ziehen, aber die Aussicht ist so prachtvoll aus meinen Fenstern, dass ich mich nicht entschliessen kann, herunter umzuquartieren. Eine prachtvolle Laubwaldlehne umfasst die saubere Ortschaft auf der einen, jenseits des Rheins der schroffe, kahle Falknis sie auf der andern Seite." Nicht ungern hätte er wohl nach dem Beispiel anderer Kurgäste einen Ausflug über die Luziensteig nach dem Liechtensteinischen unternommen. Aber, bemerkte der Sieger von Königgrätz mit gutem Humor, „dort darf ich mich freilich nicht betreten lassen, denn ich laufe Gefahr, als Kriegsgefangener nach Vaduz geführt zu werden. Man hat nämlich versäumt, in Nikolsburg auch mit Liechtenstein Frieden zu schliessen, so dass der Kriegszustand, wie ich meine, mit diesem Fürstentum noch heute fortbesteht." So verzichtete er auf diese verlockende Fahrt, und er verweilte um so lieber in Ragaz, als die Bäder in den „Porzellanwannen" und die „ausgesuchte Verpflegung" nichts zu wünschen übrig liessen.

Es lag im wohlverstandenen eigenen Interesse Simons, wenn er sich mit so berühmten Persönlichkeiten jeweilen auf guten Fuss zu stellen suchte. Aber ohnehin liess er es sich angelegen sein, den Ansprüchen auch verwöhnter Badegäste nach Möglichkeit, d. h. doch immer mit sorgfältigster Berechnung der finanziellen Folgen, gerecht zu werden. Wer ihn noch in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gesehen hat, der erinnert sich, wie er während der Saison in rastloser Beweglichkeit, seiner schweren Verantwortlichkeit stets bewusst, zum Rechten schaute. Er ging spät zu Bette und stand bei Zeiten auf. Jeden Morgen um 6 Uhr oder noch früher nahm er eine Revision der Bäder, der Säge, der Gasanstalt, der Pferde- und Viehställe, des Kursaals, der Obst- und Gemüsegärten vor, und wie einst als Eisenbahndirektor, so forderte er jetzt in seinem Privatbetriebe mit einer Entschiedenheit, die keinen Widerspruch ertrug, von jedem seiner Untergebenen strenge Pflichterfüllung. Den Gasverbrauch überwachte er mit fast komischer Ängstlichkeit. Um 11 Uhr abends liess er alles Licht im Garten und im Kursaal löschen, und die Gäste hatten den Rückweg durch den dunkeln Park zu suchen, oder sie mussten Kerzen kommen lassen, wenn sie etwa auf der Beendigung einer angefangenen Billardpartie bestanden. Der Kapellmeister August Ochs, der jeden Sommer das nach dem Vorbild anderer Anstalten eingeführte Kurorchester leitete, hatte Mühe, eine bescheidene

Verbesserung der höchst ungenügenden Beleuchtung im Musikpavillon durchzusetzen. Aber der in kleinen Dingen anscheinend knauserige Haushalter liess sich hinwieder ohne langes Besinnen mit freigebiger Gebärde in grössere Kosten ein, wenn er ihre Notwendigkeit erkannte. Als ihm der erwähnte Dirigent, der in St. Gallen so wohlbekannte Violinspiellehrer an der Kantonsschule, eines Tages eröffnete, dass er einem Rufe nach Heidelberg zu folgen gedenke, sofern seinem Orchester nicht eine Honorarerhöhung von mindestens 3000 Fr. zugesichert werde, stutzte er im ersten Augenblick; doch schon nach einer Stunde berief er ihn zu sich und erklärte ihm: „Sie sollen die Zulage erhalten, aber mit einem Vertrag von 5 zu 5 Jahren.“ August Ochs schlug ein, und siehe da, man blieb sich gegenseitig durch mehr als drei Jahrzehnte treu. Nie unterliess es Simon, das Orchester mit seinem Obmann beim Beginn der Saison persönlich zu begrüssen, und niemals versäumte er, beim letzten Konzert allen Musikern seinen Dank zu sagen und sie mit dem Wunsche auf frohes Wiedersehen zu verabschieden.

Der gestrenge Hüter seiner Anstalten wusste, trotz gelegentlichen Entgleisungen, was sich schickte. Die gemütliche Ader fehlte in seinem Wesen nicht, und er konnte in ruhigen Momenten auch mit einfachen Leuten aufs freundlichste verkehren. Als einst ein Glarner Lehrer aus Schwanden mit seinen Schülern, zumeist Arbeiterkindern, die Anlagen zu besichtigen wünschte und vor dem Quellenhof auf Erlaubnis wartete, erschien ein kleiner Herr in grauem Zylinder, anscheinend ein Hotelgast, und anerbot sich ihm als Führer. „Nun begann“, erzählt der Lehrer, „eine lange Wanderung durch die Blumen-, Obst- und Gemüsegärten, durch die Schwimmbadhalle, durch die Einzelbäder, in den glänzenden Speisesaal, in die Keller und Vorratsräume, schliesslich in die Hotelküche, wo der liebenswürdige Begleiter den Töchtern die grosse Kaffeemühle demonstrierte, indem er das Schwungrad in Bewegung setzte. Inzwischen hatten wir längst geahnt, dass der freundliche Cicerone der Inhaber des Etablissements, Herr Simon selber war, dem alle Personen der Umgebung mit dem Ausdruck der höchsten Achtung begegneten.“ Den Dank des Lehrers für die grosse Freude, die er der Jugend bereitet hatte, lehnte er schalkhaft lächelnd mit den Worten ab: „Wissen Sie, das ist reine Geschäftsreklame; wenige Jahre, und diese Söhne und Töchter sind Herren und Damen und werden meine Gäste sein, denen ich mich hiemit empfohlen habe.“ — Mit besonderer Genugtuung führte Simon Besucher aus St. Gallen, vor allem seine Jahrgänger, die „Sechzehner“, zu denen Landammann Arnold Otto Aepli, Apotheker Kaspar Schobinger, Oberst Emil Viktor Gonzenbach und Iwan Tschudi gehörten, gelegentlich durch die aufblühenden Anlagen, und es freute ihn königlich, wenn sie beim leckern Mahle „den frischen Unternehmungsgeist und die unbeugsame Energie ihres Jahrgangs“ priesen.

Das Geschäft gelangte in der Tat, nachdem die grössten Schwierigkeiten der Gründungszeit überwunden waren, zu glücklicher Entwicklung, und Simon musste sein Wagnis, das nach der Meinung heimlicher Neider nur ein Ende mit Schrecken nehmen konnte, nicht bereuen. Bis zum Jahre 1886 vermochte er dem st. gallischen Fiskus den Vorschuss von 600,000 Fr. für seine Ragazer Bauten zurückzuzahlen, und sofort traf er Anstalten zur allmählichen Abtragung auch der grösseren Schuld, die ihm durch den Kauf der Domäne und die Erwerbung der Pfäverser Konzession erwachsen war. Seine „Annuitäten“

trafen in St. Gallen pünktlich ein, und seine Nachfolger sahen sich schon 1903 in der Lage, mit der Ausrichtung des letzten Restes den Kaufschuldversicherungsbrief zu tilgen.

Allmählich aber musste Simon doch darauf Bedacht nehmen, die übernommene Last, die ihn bei vorrückenden Jahren trotz seiner zähen Natur zu beschweren begann, auf jüngere Schultern abzuwälzen. Seine Söhne Fridolin, Bernhard und Wilhelm Heinrich (William), die sich alle drei der Architektur gewidmet hatten, sehnten sich ohnehin nach selbständiger Betätigung auf der von ihm geebneten Bahn. Als gegen Ende des Jahres 1890 der zweite Sohn aus New York zum Besuche in Ragaz erschien, fasste er den entscheidenden Entschluss. Am 12. Februar 1891 verkaufte er den Söhnen alle seine Besitzungen und Rechte um die Summe von 4 Millionen Franken, so dass sie — unter Zustimmung des Staates — Eigentümer seiner Liegenschaften in Ragaz und nach den Bestimmungen des Vertrages vom Jahre 1868 auch Konzessionäre des Pfäverser Bades mit seinen Zugehörigkeiten wurden. Am 1. Januar 1892 übergab er ihnen in aller Form die Anstalten, die er zum guten Teil als seine persönlichen Schöpfungen betrachten konnte. Nun waren ihm noch manche Jahre eines ruhigen Daseins inmitten von Nachkommen vergönnt, die sein Werk in Ehren hielten und es mit Rücksicht auf steigende Ansprüche des modernen Lebens im einzelnen verbesserten und planmässig weiter ausgestalteten. Nach St. Gallen kehrte er nicht mehr zurück; denn er war seit einem Vierteljahrhundert trotz manchen bei seinem selbstbewussten Wesen unvermeidlichen Reibungen eng mit der Bevölkerung in Ragaz verbunden. Protestanten und Katholiken waren ihm gleichmässig für die weitherzige Unterstützung ihrer kirchlichen Bedürfnisse verpflichtet. Jenen verschaffte er eine Orgel in ihre neue Kirche, und diesen spendete er willkommene Mittel für die Renovierung von Kapellen. Die Schulen und die humanitären Anstalten erfreuten sich seiner kräftigen Hilfeleistung, und noch im Jahre 1898 hatte ihm die Gemeinde einen Beitrag von 50,000 Franken an eine Wasserleitung und Hydrantenanlage zu verdanken. Hinwieder hielt Ragaz mit öffentlicher Anerkennung seiner Verdienste um das Gemeinwesen nicht zurück. Im Hinblick auf „seine grossartigen, dem Dorfe mannigfach zum Vorteil gereichenden Schöpfungen“ und auf „seine hochherzigen Schenkungen für gemeinnützige Zwecke“ hatte ihm die Ortsgemeinde schon am 29. Februar 1880, an seinem Geburtstage, das Ehrenbürgerrecht erteilt. Als er nun am 7. Juli 1896 inmitten einer zahlreichen Nachkommenschaft — zwei Söhne und vier Töchter hatten sich verheiratet — mit seiner Gattin die goldene Hochzeit feiern konnte, war das ganze Dorf in festlicher Bewegung, und die Behörden überreichten ihm mit warmen, von Dr. Jäger gesprochenen Dankesworten ein Bild, das sinnvoll an sein Verhältnis zum sonnigen, durch einen Wunderquell aus dunkler Schlucht gesegneten Ragaz erinnerte.

Bei diesem Feste erfreute sich Simon, wie der st. gallische Regierungsrat in seinem Glückwunsch-Telegramm hervorhob, noch „voller geistiger und körperlicher Rüstigkeit“, und die kräftigen Züge des Dankschreibens, das er an die „hohe Regierung“ richtete, verrieten denn auch keine Ermattung seiner Hand. In der Folge aber wurde er von Altersbeschwerden, die sein Wohlbefinden störten, nicht verschont. Er fand nur vorübergehende Erholung an der italienischen Riviera, oder in Ancona, wo seine mit dem Kaufmann und Konsul Leopold Diethelm vermählte Tochter Karolina wohnte, und eben so wenig vermochte eine ärztliche Behandlung in Baden-Baden den Zerfall seiner Kräfte aufzuhalten.

Am 28. Juli 1900 trat hier der Tod erlösend an sein Krankenlager. Vier Tage später wurde seine Leiche, wie wir eingangs erwähnt haben, mit ergreifender Feierlichkeit in Ragaz bestattet.

Den Begräbnisplatz mit seiner nächsten Umgebung an der nördlichen Umfassungsmauer des Friedhofs überliess die Gemeinde der Familie. Im August 1903 erhielt Simon dort ein würdiges, nach dem Plane seines Sohnes Bernhard aus weissem Marmor in feinsten jonischen Formen aufgebautes Grabdenkmal. In einer von zwei Säulen flankierten Nische steht auf hohem Postament seine aus dem Atelier des Berner Bildhauers Alfred Lanz in Paris hervorgegangene Büste. Dieses plastische Werk gibt den wohlwollenden Seiten seines Wesens Ausdruck. Daneben haben verschiedene Bildnisse aus frühern und spätern Lebensjahren seine markanten Züge festgehalten. Seine Gattin, die ihn um fünf Jahre überlebte, setzte zu seinem Andenken bedeutende Summen für die Krankenanstalten in St. Gallen und in Walenstadt, für das Asyl in Wil und für den unter kantonaler Verwaltung stehenden Fonds der Badarmenanstalt in Pfävers aus.

* * *

Bernhard Simon war nach seinem ganzen Lebensgange eine ungewöhnliche Erscheinung. Wie er sich in dunkelm Antriebe der Enge kleinbäuerlicher Verhältnisse, in die er hineingeboren war, entwand; wie er unter harter Zucht einem energischen Bildungsdrange folgend den Grund zu seinem technischen Berufe legte; wie er dann fern von der Heimat bei immer stärkerer Anspannung seiner Kräfte als Architekt zu hohem Ansehen und reichlich gesicherter Existenz gelangte; wie er nach seiner Rückkehr in die Schweiz sein organisatorisches Talent dem noch in den Anfängen stehenden Eisenbahnbetriebe zur Verfügung stellte und den Anstoss zur baulichen Modernisierung der Stadt St. Gallen gab, und wie er endlich ganz allein die gewaltige Last der Neugestaltung der Ragazer Kuranstalten übernahm: dies alles schliesst sich zum eindrucksvollen Bilde eines Mannes zusammen, dessen Lebenselement die rastlose Arbeit sowohl für seine Familie, als für das öffentliche Wesen war. Er hat bedeutsame Spuren seiner Tätigkeit in Lausanne wie in St. Petersburg, an der Steinach wie am Inn, wo nach seinen Ratschlägen und Plänen ausser dem Kurhaus in St. Moritz auch die Trinkhalle in Tarasp gebaut wurde, hinterlassen. Aber immer wird sein Name doch vornehmlich mit Ragaz verbunden bleiben, dem er die höchste Energie seines alle Schwierigkeiten siegreich überwindenden Unternehmungsgeistes widmete. Was einem Dr. Weder schon in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vorschwebte, dass diese bis anhin unscheinbare Dorfschaft zu einem wahrhaft bedeutenden, den Wohlstand der ganzen Umgegend fördernden Kurort erhoben werden könnte, das ist durch Simon verwirklicht worden, und sein Werk trägt den Stempel einer dauernden Schöpfung, die auch in harten Zeiten, wenn nur die Quellennymphe Treue hält, nicht untergehen kann.

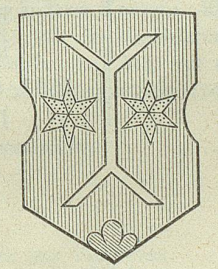
Der Mann, der sich zu seinem Verdrusse kaum eines mittelgrossen Wuchses erfreute — den „kleinen Napoleon unter den Baumeistern“ nannte ihn einmal, ihm auf die Schulter klopfend, der Kaiser Nikolaus —, imponierte seiner Umgebung doch allezeit durch seine umfassenden beruflichen Erfahrungen und seine Ideen grossen Stils, seinen unerschrockenen Freimut und seine unbeugsame Willenskraft. Auch wer ihm nicht näher treten mochte, musste seine von weitem Blicke zeugenden Errungenschaften achten.

Grabdenkmal Simons in Ragaz.

Menschliche Schwächen hafteten ihm freilich wie jedem Erdgebornen an. Seine leidenschaftliche Natur verleitete ihn bisweilen zu masslosen Ausbrüchen gegenüber in seinem Dienste stehenden Personen, die ihre Arbeit lässig zu verrichten schienen oder seinen Anordnungen zu widersprechen wagten. Aber rasch machten sich nach solchen Szenen die gutmütigen Seiten seines Wesens wieder geltend. Er lenkte mit ehrenhafter Selbstüberwindung ein, wo er zu weit gegangen war. Seine herrische Stimme schlug dann in eine versöhnliche Tonart über, die den erschreckten Angefahrenen beruhigte. Jeder gehässige Verfolgungseifer war ihm fremd, und er trug es auch jenem baumstarken Gärtner nicht nach, der einst ungerechte Vorwürfe mit derben handgreiflichen Zurechtweisungen erwiderte: nach wie vor bedachte er ihn mit dem freundlich bemessenen Neujahrsgeschenk.

Von den erworbenen Glücksgütern machte Simon edelsinnigen Gebrauch. Wenn er einerseits mit umsichtiger Sparsamkeit seinen Besitz zu mehren suchte und fortwährend wie in jungen Jahren schlicht und einfach lebte, so hatte er anderseits eine offene Hand für die Linderung persönlicher Not und die Unterstützung gemeinnütziger Zwecke. Als ein Freund in St. Gallen, der eine bedeutende von ihm entlehnte Summe nicht zurückerstatten konnte, jammernd vor ihn trat, zerriss er die Schuldverschreibung vor seinen Augen. In aller Stille pflegte er helfend einzugreifen, wo er es für nötig hielt, und niemand, ausser seinen Angehörigen, erfuhr etwas von seinen Spenden. Wie sehr er sich die Bevölkerung von Ragaz durch seine grossartige Freigebigkeit zugunsten öffentlicher Unternehmungen verpflichtete, ist bereits hervorgehoben worden. Seinen Kindern sicherte er selbständige Stellungen in der Welt, und mochten sie auch zum Teil in weit auseinanderliegenden Verbänden leben, so empfanden sie doch alle, dass er ihnen stets mit väterlicher Sorge und mit aufmerksamer Pflege der Familieneinheit nahe stand. Wohl durfte er mit dem Bewusstsein vom Leben Abschied nehmen, seine Pflichten „als Mensch und Christ“ erfüllt zu haben.

Bei Simons Tode herrschte in weiten Kreisen das Gefühl, dass mit ihm ein tapferer und tüchtiger Mann, eine selbstbewusste, aber auch human gerichtete Persönlichkeit von vorbildlicher Kraft und Treue der Lebensführung dahingegangen sei.



AUS DER STAMMTAFEL DER FAMILIE SIMON.

I.

Balthasar Simon, von Niederurnen, Sohn des Sebastian Simon und der Dorothea Hertach, geb. 1787, 6. Juli, gest. 1878, 9. Juli, verehl. mit Anna Katharina Zweifel von Glarus, geb. 1792, 28. April, gest. 1883, 25. März.

Kinder:

1813. Anna Maria.
1814. Sebastian.
1816. Bernhard.
1823. Balthasar.
1825. Anna Katharina.

II.

Bernhard Simon, Sohn des Balthasar Simon und der Anna Katharina Zweifel, geb. 1816, 29. Februar in Niederurnen, gest. 1900, 28. Juli in Baden-Baden, verehl. 1846 mit Karolina Friederika Schugart in St. Petersburg, geb. 1828, 2. September, gest. 1905, 18. April.

Kinder:

1846, 10. November. Fridolin, Architekt, verehl. mit Fanny Wetter von St. Gallen.

1848, 25. Oktober. Wilhelm, gest. 1849.

1850, 13. April. Maria, verehl. mit Joh. Karl Peter Ebert in St. Petersburg.

1852, 23. April. Bernhard, Architekt, gest. 1917, 6. Februar.

1855, 2. März. Karolina Josephina, verehl. mit Leopold Diethelm, Kaufmann und Konsul in Ancona.

1857, 16. Oktober. Wilhelm Heinrich (William), Architekt, verehl. mit Marie Lucie Wolf von Vöslau.

1860, 1. Dezember. Katharina Elisabeth, verehl. in zweiter Ehe mit Dr. Bruno Hiddemann in Düsseldorf.

1863, 6. Nov. Alexandrine (Sascha), verehl. mit Dr. Fritz Bally.